This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

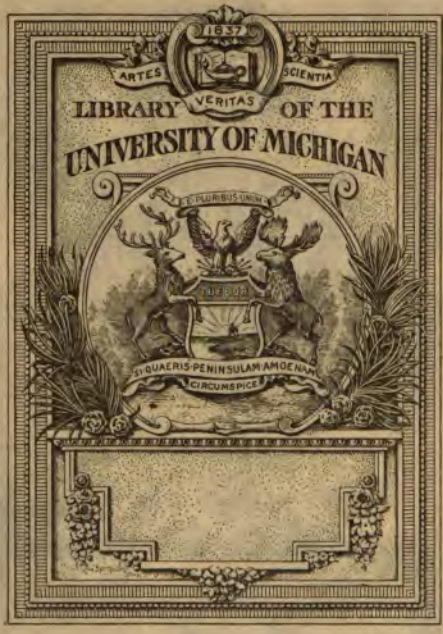
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Übersicht nach den Autoren.

Ein ausführliches Verzeichnis befindet sich am Schluß des Buches.

Abel, Chemie in Küche und Haus.
Alkoholismus, Der, seine Wirkungen und seine Bekämpfung. 2 Bände.
Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre.
Biernacki, Die moderne Hellwissenschaft.
Bloch, Die ständischen u. sozialen Kämpfe.
Blochmann, Luft, Wasser, Licht u. Wärme.
Böhmer, Luther i. Lichte d. neuer. Forschg.
Böhmer-Romundt, Jesuiten.
Bonhoff, Jesus und seine Zeitgenossen.
Borinski, Das Theater.
Börnstein und Marckwald, Sichtbare und unsichtbare Strahlen.
Braasch, Religiöse Strömungen.
Brunner, Das deutsche Volkslied.
Buchner, 8 Vorträge a. d. Gesundheitslehre.
Burgerstein, Schulhygiene.
Burkner, Kunstpflege im Haus u. Heimat.
Busse, Weltanschauung d. gr. Philosoph.
Edstein, D. Kampf zwischen Mensch u. Tier.
Franz, Der Mond.
Frech, Aus der Vorzeit der Erde.
Frenkel, Ernähr. u. Volksnahrungsmittel.
Geffcken, A. d. Werdezeit d. Christentums.
Gielebrecht, Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte.
Giesenhagen, Unsichtbar. Kulturpflanzen.
Graetz, Licht und Farben.
Grnau, Ostasiatische Kunst.
Gruber, Deutscher Wirtschaftsleben.
Günther, Das Zeitalter der Entdeckungen.
Hahn, Die Eisenbahnen.
v. Hansemann, D. Aberglaube i. d. Medizin.
Hassert, Die Polarforschung.
Haushofer, Bevölkerungslehre.
Heil, D. Städte u. Bürger im Mittelalter.
Heilborn, Die deutschen Kolonien. (Land
Heilborn, Der Mensch. [und Leute.)
Hennig, Einführung in d. Wesen d. Kunst.
Hesse, Abstammungslehre u. Darwinismus.
Hubrich, Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen.
Jansson, Meeresforschung u. Meeresleben.
Kautzsch, Die deutsche Illustration.
Kirchhoff, Mensch und Erde.
Knabe, Geschichte d. deutsch. Schulwesens.
Knauer, Die Ameisen. [zueinander.
Kraepelin, Die Beziehungen der Tiere
Krebs, Handn, Mozart, Beethoven.
Kreibig, Die fünf Sinne des Menschen.
Külpe, Die Philosophie der Gegenwart.
Küster, Vermhrg. u. Sexualität d. Pflanz.
Launhardt, Am laufend. Webstuhl d. Zeit.
Loening, Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches.
Lux, Verkehrsentwckig. i. Dtschl. 1800–1900.
Luschin von Ebengreuth, Die Münze.
Maennel, Vom Hilfsschulwesen.
Maier, Soziale Bewegungen u. Theorien.
von Mahnhan, Der Seekrieg.
Manes, Grundzüge d. Versicherungswes.
Martin, Die höh. Mädchenschule in Dtschld.
Matthaei, Deutsche Baukunst i. Mittelalt.
Merckel, Bilder aus der Ingenieurtechnik.
Merckel, Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. [Hausrat.
Meringer, Das deutsche Haus und sein
Mie, Molekülle — Atome — Weltäther.
von Negelein, Germ. Mythologie.
Oppenheim, Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit.
Otto, D. dtsch. Handwerk. — Dtsch. Frauenled.
Paulsen, Das deutsche Bildungswesen.
Pischel, Leben und Lehre des Buddha.
Pohle, Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert.
von Portugall, Friedrich Fröbel.
Rauk, Kulturgesch. d. dtsch. Bauernhauses.
Rathgen, Die Japaner.
Rehmke, Die Seele des Menschen.
Richert, Schopenhauer.
von Rohr, Optische Instrumente.
Sachs, Bau u. Tätigkeit d. menschl. Körpers.
Scheffer, Das Mikroskop.
Scheid, Die Metalle.
Scheiner, Der Bau des Weltalls.
Schirmacher, Die mod. Frauenbewegung.
Schmidt, Geschichte des Weltalls.
Schumburg, Die Tuberkulose.
Schwemer, Restauration und Revolution.
Schwemer, Die Reaktion u. die neue Ära.
Schwemer, Vom Bund zum Reich.
von Soden, Palästina.
von Sothen, D. Kriegswesen i. 19. Jahrh.
Stein, Die Anfänge der menschl. Kultur.
Steinhausen, Germ. Kultur in der Urzeit.
Teichmann, Der Befruchtungsvorgang.
Tems, Schulkämpfe der Gegenwart.
Uhl, Entsteh. u. Entwickl. uns. Muttersprache.
Unold, Aufgab. u. Ziele d. Menschenlebens.
Vater, Theorie u. Bau der neueren Wärmekraftmaschinen. — Die neueren Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. — Dampf u. Dampfmaschine.
Voges, Der Obstbau.
Volbehr, Bau u. Leben d. bildenden Kunst.
Wahrmund, Ehe und Eherecht.
Weber, Wind und Wetter.
Weber, 1848. — Von Luther zu Bismarck.
Wedding, Eisenhüttenwesen.
Weinel, Die Gleichnisse Jesu.
Weise, Schrift- u. Buchwes. i. all. u. n. Zeit.
Weise, Die d. Volksstämme u. Landschaft.
Wilbrandt, Die Frauenarbeit.
Wislicenus, Der Kalender.
Witkowski, Das d. Drama d. XIX. Jahrh.
Wultmann, Albrecht Dürer.
Zander, Nervensystem. — Leibesübungen.
Ziegler, Allgem. Pädagogik. — Schiller.
v. Zwiedineck-Südenhorst, Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Aus deutscher Wissenschaft u. Kunst.

Die Sammlung soll dazu dienen, alle, die bestrebt sind, ihre Bildung zu erweitern, in die Lektüre wissenschaftlicher Werke einzuführen. Aus geisteswissenschaftlichen, naturwissenschaftlichen, religiösen und philosophischen Werken wird eine Auslese getroffen, die geeignet ist, in die wichtigsten Fragen auf den einzelnen Gebieten einzuführen, den Weg zu den Quellen zu weisen und zugleich die Kunstformen der Darstellung in Musterbeispielen zu zeigen. Die Erläuterungen räumen, unter Beiseitelassen unnötiger Gelehrsamkeit und auf das knappste Maß beschränkt, nur solche Schwierigkeiten aus dem Wege, die eine unbefangene und rasche Aufnahme der Lektüre verhindern. Zunächst erschienen folgende Bändchen:

Zur Geschichte der deutschen Literatur. Proben literar-historischer Darstellung für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Dr. R. Wesselv. geb. Mk. 1.20.

Inhalt: Vogt, Der Heliand. Uhland, Walther von der Vogelweide. v. Treitschke, Die neue Literatur. Gervinus, Lessing. Hettner, Herder. Bielschowsky, Goethe und Schiller. Bellermann, Schillers Don Carlos. Brahm, Kleists Hermannsschlacht. Scherer, Grillparzer. Mayne, Mörike als Lyriker. Schmidt, Gustav Freytags.

Zur Kunst. Ausgewählte Stücke moderner Prosa zur Kunstbetrachtung und zum Kunstgenuß herausgegeben von Dr. M. Spanier. Mit Einleitung, Anmerkungen und Bilderanhang. geb. Mk. 1.20.

Inhalt: Avenarius, Kunstgenuß und helfendes Wort. Avenarius, Rethel: Der Tod als Freund. v. Seidlitz, Deutsche Kunst. Springer, Albrecht Dürers Phantasiekunst: Ritter, Tod und Teufel. Hirth, Malerische Auffassungen und Techniken des Mittelalters und der Renaissance. Hirth, Das Natürliche in der Kunst. Lichtwark, Rembrandt: Der blinde Tobias. Lichtwark, Rembrandts Haus. Furtwängler, Medusa. Urlichs, Die Laokoongruppe. Bürtner, Gotische Schmuckformen. Borrmann, Andreas Schlüter. Bayersdorfer, Zur Charakteristik Michelangelos. Bayersdorfer, Über Kunst. (Aphorismen.) Wölfflin, Die Teppichkartons Raffaels: Der wunderbare Fischzug. Justi, Velazquez: Die Übergabe von Breda. Schultze-Naumburg, Vom Bauernhaus. Gurlitt, Sachlicher Stil im Gewerbe. Gurlitt, Was will die Hellmalerei? Brinckmann, Meißener Porzellan. Floercke, Etwas über Böcklin. Thoma, Ansprache an die Freunde bei Gelegenheit seines 60. Geburtstages.

Zur Geschichte. Proben von Darstellungen aus der deutschen Geschichte für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Dr. W. Scheel. geb. Mk. 1.20.

Inhalt: Mommsen, Kelten und Germanen vor Cäsar. Brunner, Kriegswesen und Gefolgschaft. Freytag, Karl der Große. v. Giesebrecht, Gründung des Deutschen Reichs durch Heinrich I. v. Kugler, Der Kreuzzug Kaiser Friedrichs I. v. Below, Die Stadtverwaltung in ihrer Beziehung zu Handel und Gewerbe. Schäfer, Die Hanse. Lamprecht, Entwicklung der ritterlichen Gesellschaft. v. Treitschke, Luther und die deutsche Nation. v. Ranke, Die Epoche der Reformation und der Religionskriege. Schiller, Die Schlacht bei Lützen. Droysen, Fehrbellin. Friederich, Blücher und Gneisenau. v. Moltke, Schlacht bei Vionville — Mars la Tour (16. August). Marcks, Kaiser Wilhelm I. Anhänge.

Zur Erdkunde. Proben erdkundlicher Darstellung für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Dr. F. Lampe. geb. Mk. 1.20.

Inhalt: v. Humboldt, Über die Wasserfälle des Orinoko bei Atures und Maypures. Ritter, Aus der Einleitung zur Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie. Peschel, Der Zeitraum der großen Entdeckungen. Barth, Reise in Adamaua, Entdeckung des Benué. v. Richthofen, Aus China. v. Drygalski, Die deutsche Südpolarexpedition. Kirchhoff, Das Meer im Leben der Völker. Ratzel, Deutschlands Lage und Raum. Partsch, Das niederrheinische Gebirge, seine Täler und seine Tieflandbucht. v. d. Steinen, Jägertum, Feldbau und Steinzeitkultur der Indianer am Schingu. Geschichtlich-biographische Anmerkungen. Erklärung geologischer Fachausdrücke.

DG
70
P7
D87

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
114. Bändchen

Pompeji

eine hellenistische Stadt in Italien

Von

Prof. Dr. Friedrich von Duhn
in Heidelberg

Mit 62 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1906

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Vorwort.

Den folgenden Blättern liegen Vorträge zugrunde, die ich im Jahre 1904 die Ehre hatte, im Auftrage der Oberschulbehörde in Hamburg zu halten. Da die Abschnitte II—VII zur Begleitung von sehr zahlreichen Projektionsbildern in freier Rede gesprochen wurden, hat ihr Inhalt nur dem Sinne nach rekonstruiert werden können. Fachgenossen wird auch ohne ersichtliche Hinweisung klar sein, in welchen Punkten meine Auffassung einiger vielverhandelter Fragen von derjenigen anderer abweicht; ebenso werden sie aber auch in meiner rasch zusammenfassenden Darstellung manches von dem leicht wiederfinden, was von den Forschungen namentlich August Maus, aber auch Nissens, Wiegands u. a. in den festen Besitz der Wissenschaft übergegangen und in anderen darstellenden Arbeiten niedergelegt ist.

Heidelberg, Herbst 1905.

von Duhn.

164338

Inhalt.

		Seite
I.	Entstehung und Wesen des Hellenismus. Sein Einzug in Italien, insbesondere in Kampanien . .	1
II.	Der Hellenismus in Pompeji. Die Herausbildung der Stadt.	22
III.	Das Forum.	34
IV.	Entfestigung der Burg, die Theaterniederung und die öffentlichen Bäder . .	49
V.	Das italische und griechische Privathaus, und die Verbindung beider im pompejanischen Hause	59
VI.	Die Innendekoration .	69
VII.	Die bewegliche Ausstattung des Hauses . . .	86
VIII.	Bilder aus Leben und Tod. Die Gräberstraßen	98

I. Entstehung und Wesen des Hellenismus. Sein Einzug in Italien, insbesondere in Kampanien.

Wäre Griechenland nicht gewesen, was wäre wohl aus Rom geworden? Und wäre Rom nicht Rom geworden, was wären wir? Sie haben oftmals von dieser Stätte aus das Wesen der hohen griechischen Kunst durch Meister des Fachs vorgetragen gehört, haben viele der herrlichen Bildwerke gesehen, sich in ihre Erklärung und Würdigung vertiefen können. Gestatten Sie mir, in meinen Vorträgen dies alles vorauszusetzen. Ich will Sie weiter hinabführen, hinaus über die Akropolis, über Olympia und Delphi, über Phidias, Praxiteles, Lysippos, Pergamon. Ich will Sie bitten, mit mir dem zivilisatorischen Zug zu folgen, welchen Kultur und Kunst Griechenlands nach Westen gemacht haben, sich mit mir zu versenken in das Bild einer Stadt, welche, durch die wunderbare Katastrophe des Jahres 79 n. Chr. begraben, uns im wesentlichen so vor Augen steht, wie sie verlassen wurde. Festgebannt im dahinrauschenden Strom der geschichtlichen Entwicklung steht dies Bild da und gestattet uns, den Finger zu legen auf vieles, was damals die Menschheit bewegte, die Menschheit einer zwar bescheidenen, aber schmucken Landstadt, eines kleinen aber unverfälschten Spiegelbildes großer Gemeinwesen. Es ist nicht Zufall, daß in der gleichmachenden Kaiserzeit die gerade in den letzten Jahrzehnten in so überraschender Fülle auf dem Boden Roms zutage tretenden Erscheinungen vielfache, natürlich vereinzelte Bestätigungen, manche vollkommene Parallele geben zu dem, was Pompeji uns reichlich zu erzählen weiß.

Die antike Kultur ist eine griechische. Unendliches hat das gottbegnadete Griechenvolk getan für das Geistesleben der Menschheit, mehr wie irgendein anderes Geschlecht der Menschen.

Willig unterwarfen sich die Völker des Mittelmeergebiets und weit darüber hinaus seiner geistigen Führung, machten sich seine Güter zu eigen. Nicht nur indogermanische Stammesgenossen, sondern auch der Orient, der ursprünglich vielfach der gebende, wenigstens anregende, bald durchaus der nehmende, alsdann freilich wiederum zurückgebende Teil geworden ist: senkte doch auch das Christentum seine Wurzeln tief hinein in den Boden, welchen griechische Denker und Dichter befruchtet hatten, und holte es doch aus ebendiesem Boden seine Kraft, die Welt zu erobern und seine neue Weltanschauung zu begründen.

In wunderbarer Weise hat die politische Entwicklung der Mittelmeerländer die geistige Höhe Griechenlands erst gefördert, alsdann ermöglicht, daß solche Höhe fruchtbar wurde für die übrigen Länder der Alten Welt, ganz besonders für Italien. Werfen wir einen Blick zurück und vergegenwärtigen uns diesen Weg!

In unserm Hamburg habe ich kaum nötig, besonders zu sagen, daß der Handel der gewaltigste Hebel ist, den Gesichtskreis zu erweitern, die Kultur auszubreiten. Der Kaufmann bahnt die Wege, ihm folgt alles andere. Das Ägäische Meer ist nach Süden geöffnet. Die natürliche Meeresströmung längs der Küste Syriens aufwärts, alsdann westlich sich wendend, Kretas Nordküste streifend, erleichtert den seefahrenden Völkern des Südostens die Fahrt von SO nach NW. Auch der noch zaghafte Schiffer fand erwünschte Haltepunkte in den vielen Hafenbuchten, die weit ausgreifende Vorgebirge schützten, an den vielen Inseln, die des Meeres Wege sicher wiesen. Die großen Flußtäler Kleinasiens leiteten den Überlandverkehr leicht und natürlich an die Küsten Joniens, wo naturgemäß wichtige Umschlag- und Stapelplätze entstanden. Schon das dritte und zweite Jahrtausend v. Chr. sah im Ägäischen Meer einen staunenswerten Verkehr, ein starkes Einströmen von Elementen der wiederum um Jahrtausende älteren Kulturformen des ägyptischen und mesopotamischen Orients, die jedoch nicht einfach übernommen, sondern der griechischen Eigenart fein angepaßt, umgearbeitet, mit manchem Eigenen durchsetzt wurden: dergestalt, daß bereits im zweiten Jahrtausend die griechische Welt nicht nur nahm, sondern vielfach schon wieder reichlich vermehrt und umgebildet das Empfangene zurückgab. Das alles lernen wir jetzt von Jahr zu Jahr deutlicher kennen, namentlich

durch die archäologischen Arbeiten auf Kreta und in Ägypten, nachdem Schliemanns Orthodoxie und Opfermut den Anstoß zur Entdeckung dieser großen griechischen Frühzeit gegeben hat.

Diese frühe Blüte, welche schon begonnen hatte, auch den Westen, Italien, Sizilien und Sardinien, ja Südfrankreich und Spanien zu umfassen, wurde geknickt durch gewaltige Stürme, Wanderungen der überall in Bewegung kommenden Völker. Die alten Kulturträger gingen nicht unter, aber sie stoben auseinander, oder traten in slavische Abhängigkeitsverhältnisse von noch barbarischen Herrenvölkern, meistens ebenfalls griechischen Stammes. Unsicher wurde das von Freibeutern aller Art durchstreifte Meer, die Fäden, welche nach Südost, nach West gesponnen waren, rissen für mehrere Jahrhunderte ab. Das war die sogenannte dorische Wanderung, von der noch altersgraue Sagen in späte Tage hinabklangen. Das homerische Lied, etwa im 9. bis 8. Jahrhundert im östlichen Teil des Ägäischen Meergebiets zu seiner jetzigen Gestalt zusammengeschweißt, erhielt die vom poetischen Nebelschleier umwobene Erinnerung wach an die einstigen Zeiten hohen Glanzes und märchenhaften Heldentums.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen." Langsam und nicht ohne schweres Ringen mit den früheren rechtmäßigen Eigentümern oder untereinander bildeten sich heraus jene Stämme und Staaten, die später die griechische Welt waren, jede in ihrer Eigenart, wie sie durch Lage und Beschaffenheit ihres Landes und gewisse immanente Stammeseigentümlichkeiten bedingt und herbeigeführt wurde. Diejenigen früheren Insassen aber, welche die Freiheit vorzogen und mit frischem Wagemut übers Meer wandernd die Küsten und Inseln Kleinasiens bis zum fernen Cypern hin besetzten, sie stellten sich auf sich selbst, erfaßten mit klarem Blicke ihre neuen Aufgaben und wurden bald die Führer der Nation. In der Zeit vor der Völkerwanderung, der sogenannten mykenischen Periode, waren Reichtum und politische Macht in wenigen Händen vereinigt; ein freies Erwachen des Individuums, eine Mitbetätigung auch des gemeinen Mannes an gemeinsamen Aufgaben, ja überhaupt Stellung solcher Aufgaben wäre damals kaum denkbar gewesen. Jetzt wurde das anders, zunächst in jenen Neuländern jenseits des Ägäischen Meeres, wohin die Einwanderer manch fruchtbaren Keim der alten hohen Kultur myke-

nischer Zeiten mitgenommen und sorgsam durchgerettet hatten, Keime, die ebensosehr im homerischen Lied, wie in der altionischen Kunst und Ornamentik wieder frische Reiser zu treiben begannen, als im europäischen Griechenland noch alles gebannt lag durch eine aus vormykenischer Zeit stammende, ganz Europa gemeinsame Unterströmung, eine noch während der mykenischen Periode wieder aufgetauchte formenarme, rein lineare sogenannte geometrische Kunst und Naturauffassung.

Diese geometrische Kunst bezeichnet zunächst gegenüber der naiven Naturfreude der glanz- und farbenfrohen, uns oftmals fast japanisch berührenden mykenischen Blütezeit einen gewaltigen Rückschritt; aber durch die strenge Schulung von Auge und Hand zu symmetrischer und stilvoller Rhythmik wurde sie der bescheidene Anfang zum Größten, was gerade durch diese Schulung Griechenlands Architektur, malende und bildende Kunst später geleistet haben. Und jene nach Osten vorgeschobenen griechischen Auswanderer waren es denn auch, die die abgerissenen Fäden mit den östlichen alten Kulturländern wieder anknüpften, nach Ägypten fuhren und dort den Pharaonen im Verteidigungskampf gegen Asien halfen, die dort Städte anlegten, Freistädte des Handels, der Segen und Reichtum in ihre Häuser brachte, und Wichtigeres noch, tausendfache Anregung und Kenntnis, während das Seevolk der Phöniker begann, von Ost nach West zu fahren, nach Cypern und Kreta zunächst, später auch in weitere Fernen und dorthin allerlei Werke und allerlei Können des Ostens hinüberbrachte. Die solchergestalt weiter gewordene Welt regte Dichter und Denker an, Erzieher ihres Volkes zu werden. An den nach fast kanonischer Regel aufgebauten Gestalten alter Ägypter und Ägypterinnen rankte sich empor die nachbildende, aber wie bei Pygmalions Statue den starren Stoff mit pulsierendem Leben durchdringende Marmorkunst der Inselgriechen, der Städte und Tempelstätten des griechischen Kleinasiens. Das Beispiel auswärtiger Industrien veranlaßte Verpflanzung derselben und neue reiche Ausbildung daheim; so z. B. der innerasiatischen Teppichwirkerei und Textilkunst, der ägyptischen Elfenbein- und Smaltkunst nach Milet und anderen Metropolen des Handels. Den Göttern, welche durch die erwachte Plastik menschliche Gestalt bekamen, errichtete man Wohnhäuser, Tempel, in Technik und mancher Einzelform an die großen Beispiele Ägyptens sich anlehnend, an Mannigfaltigkeit und Feinheit der rhyth-

mischen und dekorativen Empfindung das Vorbild weit überstrahlend.

Der Handel kann nicht stilleſtehen. Mit elementarer Kraft durchbricht er die Schranken, welche die eigene Vergangenheit oder fremder Wettbewerb ihm aufzurichten scheinen. Das nächste Absatzgebiet für die glänzend emporblühenden griechischen Handelsstädte der kleinasiatischen Westküste und der vorgelagerten Inseln wurden die übrigen Küsten des Ägäischen Meeres; wo Städte waren, werden diese die natürlichen Abnehmer und Etappenplätze solchen Handels, solcher Industrie. So Korinth, Chalkis, Athen. Wo keine Städte waren, gründete man solche. Mit kühnem Mut zogen die Kolonisten hinaus an die damals noch unwirtlichen Küsten Makedoniens und Thrakiens, in die Propontis und ins gefürchtete Schwarze Meer, setzten sich fest an geeigneten sicheren Plätzen, schlugen sich wohl oftmals tüchtig herum mit den Landeseingeborenen, verstanden es aber auch gut, als kluge Kaufleute die Kulturstufe der Eingeborenen zu heben und dadurch das Aufnahmebedürfnis für auswärtige Produkte bei ihnen zu wecken, sich ihnen bald unentbehrlich, die Naturreichtümer jeder Landschaft und ihrer Hinterländer sich dienstbar zu machen. In poetischem Bilde hat manches Sagengewebe, z. B. die immer weiter nach NO mit ihren Lokalisierungen vordringende Argonautensage, uns die Erinnerung an diese Ausbreitungszeit des Griechentums nach N und O treu bewahrt.

Die von Jonien über das Meer getragenen Keime hatten im europäischen Hellas, zunächst gerade in Chalkis und Korinth, jenen beiden so überaus günstig für gute Seeverbindung und ihre Verwertung gelegenen Emporien, ein intensives industrielles und kommerzielles Leben erweckt, das nun seinerseits wieder nach außen drängte, Verwertung für seine Produkte, neue Absatzgebiete, Filialgründungen suchte. Die aufnahmefähigen Länder des nächsten Gesichtskreises waren bald erschöpft oder in festen Händen. Weiter nach Westen, in die weiten Gebiete des mittleren und westlichen Mittelmeeres drängte der suchende Blick. Schon die mykenische Kultur hatte dorthin vereinzelte Strahlen gesandt. Dann war die Nacht der Wandrungszeit störend dazwischengetreten; erst als die Welt wieder zur Ruhe gekommen war, wagten wohl kühne Schiffer gewinndurstenden Sinnes die gefürchteten Fahrten über das Westmeer; im Nebel ruht aber

noch Sizilien, z. B. den Sängern der Odyssee: Sklavenhandel zwischen Sizilien und den griechischen Westküsten ist bezeichnenderweise das einzige, was lohnend genug scheint, um das Risiko solcher Fahrten zu tragen. Schiffermärchen lagen noch lange über dem Westen. Das wird erst anders, als zunächst Chalkis, dann Korinth in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts beginnen, nach Italien und Sizilien auch Schiffe auszusenden, die nicht heimkehren sollten, sondern Kolonisten tragen, die es wagen wollten, an den Küsten Italiens und Siziliens das zu tun, was die Bürger der ionischen Städte in den nördlichen und nordöstlichen Meeren, die Phöniker in der afrikanischen Westhälfte des Mittelmeerbeckens gerade damals getan hatten.

Als älteste Kolonie auf italischem Boden ward durch die Chalkidier Kyme — Kumä — gegründet. Es war ein kühner Vorstoß, den die griechischen Seefahrer wagten, weit hinein in das Westmeer, nahe genug den zur See wie zu Lande gefürchteten Etruskern, in eine Landschaft, deren Bevölkerung erst höherer Gesittung gewonnen werden mußte. Aber die reichen Fluren des schönen Kampaniens lockten, die an die Heimatlande erinnernden Gestaltungen von Küste und Gebirge mochten unwiderstehlicher überreden. Vorsichtig hatten die Chalkidier zunächst die Insel Ischia gewählt, sahen sich aber bald veranlaßt, von dort auf das nahe Festland überzusiedeln. Warum, wissen wir nicht, dürfen aber vermuten, daß der Monte Epomeo den Chalkidiern den Aufenthalt auf der Insel bedenklich machte, jener Vulkan, der als solcher zuletzt 1302 tätig, noch heute gefahrdrohend ist. Sie werden sich erinnern an die furchtbare Katastrophe, welche 1881 das lachende Casamicciola zerstörte.

Eine andere Frage ist, weshalb die Griechen den einsamen trotzig aus flacher Küstenebene aufragenden Trachytfels von Kyme zu ihrer Niederlassung wählten, am offnen Gestade, während ungleich günstigere Hafen- und Siedlungsverhältnisse näher dem Vesuv gewinkt hätten, am fruchtumkränzten Golf von Pozzuoli oder an dem Platz, den seit dem fünften Jahrhundert v. Chr. Kymes Tochterstadt Neapel einnahm. Vielleicht war's wirklich nur Rücksicht auf die Festigkeit der Lage, damals wohl oft noch höher geschätzt als ein guter Hafen oder günstige Verbindungen mit dem Hinterland. Denn von letzterem war Kyme durch die vulkanischen Gebirge um den Golf von Pozzuoli abgeschnitten und mußte sie in weitem Bogen um-

kreisen; die reiche südlich vom Vesuv liegende kleine kampanische Ebene, in der sich später Pompeji erhob, blieb dabei ganz außerhalb des Gesichtskreises. Neapel dagegen hatte ganz Kampanien bequem hinter sich und einen guten Hafen, hat daher später auch die Mutterstadt völlig überflügelt, ja totgemacht. Und auf Pizzofalcone hätten auch bei Neapel die Chalkidier eine sehr naturfeste Stadtlage finden können. Woher also die Wahl des so abseits gelegenen Kyme durch ein Volk, das sich sonst überall ausgezeichnet hat durch seinen wunderbar scharfen Blick für richtig gelegene Ansiedelungsplätze? Vielleicht gibt uns auf diese Frage eine Tatsache Auskunft, die ich im Herbst 1903 so glücklich war, selbst mit beobachten zu können. Die Alten erzählen uns, bis zum Jahre 79 n. Chr. sei der Vesuv bis oben hinauf bewachsen gewesen, grün von Wald und Wein, niemand habe an die Möglichkeit eines Ausbruchs geglaubt. Aber das Gedächtnis der Menschheit ist kurz. Der Name selbst des Berges — Vesuvius, Vesbius — d. h. Brennberg, Feuerberg — sagt uns, daß schon viel viel früher die Menschen Gelegenheit hatten, seine gefährliche Natur zu erkennen. Und als man nun im Sommer 1903 an einem Punkt der südlichen Sarnoebene, zwei Stunden von Pompeji, mit Ausgrabungen einsetzte, fand man Gräber einer einheimischen Bevölkerung, die jüngsten nach den beigegebenen Fundgegenständen zwischen 800 und 700 v. Chr. geschlossen, und hart über ihnen eine starke Bimssteinschicht, alsdann eine hohe Aschenschicht, darüber Fruchterde, alles dies ohne jede Spur menschlicher Anwesenheit, dann abermals eine Bimssteinschicht, darüber wieder Asche und Erde und dann zahlreiche Reste römischer Besiedelung aus der Zeit nach der Zerstörung Pompejis. Der Schluß war klar. Eine dichte Bevölkerung wohnte hier harmlos noch im achten Jahrhundert v. Chr. Plötzlich störte der Berg sie aus ihrer Ruhe und deckte alles zu in furchtbarer, noch durch keinen Geschichtsschreiber damals uns berichteter Katastrophe. Jäher Schreck erfüllte die Überlebenden, keiner wagte zurückzukehren. Erst 800 Jahre später nimmt der Mensch das Wagnis wieder auf, nachdem der zweite, der große pompejanische Ausbruch inzwischen noch erfolgt war. Wo solche Katastrophen stattfanden, begreift man, daß die griechischen, eben erst auf Ischia erschienenen Ansiedler dem unheimlichen Berge lieber etwas aus dem Wege gingen und sich in Kyme sicherer fühlten, als zu Füßen des Vesuvs am Golf von Neapel.

Kyme ist der erste und für lange hinaus wichtigste Ausgangspunkt gewesen für die Zivilisierung Italiens. Von hier aus ging die Sonne griechischer Kultur auf über den schönen Gefilden Hesperiens, von hier fand das griechische Alphabet seinen Weg zu fast allen italischen Stämmen, auch zu Römern und Etruskern. Auch Münze, Maß und Gewicht kamen von hier. Diese Tatsachen sprechen für viele andere, erklären solche, die wir der geduldigen Bodenforschung in Mittelitalien verdanken. Im selben Jahrhundert mit Kyme — das übrigens auch als erste Gründerin eines griechischen Messina sich die freie Durchfahrt der sizilischen Meerenge vorsorglicherweise sicherte — gründete Chalkis selbst, dann Korinth in Sizilien zahlreiche und bedeutende Kolonien, andere griechische Staaten besiedelten die tyrrhenischen und ionischen Küsten Süditaliens, so daß ein wahres Großgriechenland wurde aus diesem schönen Lande. Dennoch können alle diese Städte kaum in Betracht kommen für die Übertragung der Keime griechischer Gesittung in das eigentliche Herz der Halbinsel, wo die weltbeherrschende Roma sich erheben und alles Frühere in sich aufnehmen und verarbeiten sollte. Das Verdienst, Rom hellenisiert zu haben, gebührt immer in erster Linie Kyme und ihrer Tochterstadt Neapel, in zweiter dem ebenfalls früh von griechischen Kulturelementen durchsetzten Nachbarlande Etrurien, das zeitweilig sogar seine gebietende Hand schwer über Rom und Latium hielt, ja im fünften Jahrhundert sie vorübergehend bis nach Kampanien ausstreckte. In Etrurien war ein hochbegabtes, aber selbständiges, von allem Italischen völlig verschiedenes Volk das Herrengeschlecht, das eine fremde, in der ersten Kaiserzeit ausgestorbene, uns heute leider noch unverständliche, nichtindogermanische Sprache redete.

Dieser fremdartige rätselhafte Volksstamm, der Sauerteig Italiens noch im Mittelalter und in der Renaissance, hatte während der Zeit der Völkerwanderungen mit bewaffneter Hand die italische Grundbevölkerung zu dienender Stellung innerhalb seines Bereiches hinabgezwungen und in seiner Hand die noch jungfräulichen Mittel des durch wertvolle Metalle und köstlichen Fruchtboden reichen toskanischen Landes vereinigt; er richtete dann die Blicke nach auswärts, war früh aufnahmefähig geworden für die Erzeugnisse der östlichen Kulturländer und hatte mit dem Phöniker, dem Karthager sich ebenfalls auf guten Fuß gesetzt. Der semitische Handelsmann war aber überall im Mittel-

meer der erbitterte rücksichtslose Gegner des Griechen. Fast jedes reiche etruskische Grab älterer Zeit — und viele reiche Gräber hat uns das prachtliebende Volk übermacht — gibt uns Beweise an die Hand für diese scharfe Handelskonkurrenz zwischen Griechen und Semiten. Mehr wie einmal gelang es den Karthagern, die befreundeten Etrusker so sehr auf ihre Seite zu ziehen, daß gemeinsame kriegerische Züge zu Lande und zur See den verhaßten Griechen das Ende bringen, die noch freien Italiker unter Etrurien zwingen sollten. Aber immer wieder gelang es den kriegerisch geschulten Griechen obenauf zu kommen, auch für sich die Handelswege nach Etrurien und weiter hinauf zu Lande und zu Wasser offen zu halten. Wacker schlugen sich Kymäer und Phokäer aus Jonien mit den verbündeten Gegnern wiederholt herum; unter den Mauern Kymes sichert 474 eine gewaltige Seeschlacht, in der König Hieron von Syrakus den vereinigten Gegnern die Stirn bieten mußte, die kommerzielle Führung den Griechen auch im tyrrhenischen Meergebiet, nachdem sechs Jahre vorher das sizilische Griechentum in der großen Schlacht bei Himera durch dieselben Syrakusaner Fürsten vor dem gleichen ihnen von Karthago drohenden Geschick gerettet wurde, das Xerxes und seine Perser im selben Jahre den Griechen daheim zu bereiten suchte. Aber derartige Gegensätze erlöschen nicht, solange der Gegner noch leistungs- und widerstandsfähig ist, einst wie heute. Immer wieder wird das Ringen um die kommerzielle Vorherrschaft schließlich politische und kriegerische Formen annehmen — das ist eine harte Lehre der Geschichte. Die Punischen Kriege zwischen Rom und Karthago sind nichts als der letzte blutige Austrag dieser alten Gegensätze.

Doch wir eilen den Dingen voraus. Kehren wir zurück nach dem schönen Kyme! (Abb. 1—3.) Kein Italienfahrer darf unterlassen, diesen historischen Fleck Erde zu besuchen. Auch landschaftlich wird er sich hoch belohnt fühlen. Wir stehen auf dem von Trümmern übersäten Burgfelsen, seine Geschichte spricht vernehmlich zu uns, bis herab zu jenem Todesringen der Letzten unseres edlen Ostgotenvolkes, die den hierher geflüchteten Kriegs- und Königsschatz gegen Narses vergeblich zu verteidigen suchten. Narses stürmte die Burg, zerstörte alles; von da ab ruht Kirchhofsfrieden über der hehren Stätte. Wir blicken um uns: Unter uns spielt in ewig gleichen Rollen die blaue Flut des Meeres gegen den weißen Sand; links heben sich aus dem

Meere hoch empor die schönen Formen Ischias, davor das flachere Procida. Dazwischendurch greifen die Meeresarme hinaus in den Golf von Neapel. Diese Durchfahrten beherrscht Kap Misenum, kühn aufsteigend: Rom hatte hier seine Tyrrhener-Meer-Flotte. Daneben ragt von fern herüber der Vesuv,

Abb. 1. Kyme, durch den Arco felice gesehen.
Nach: Aus dem klassischen Süden.

so friedliche Wölkchen ausstoßend, als habe er es nie so bös meinen können. Nach der anderen Meeresseite schweift der Blick ungehindert über weite Ebenen, vorbei an den traubenschweren Massikerbergen, an den trotzigen Formen der Berge von Gaeta, Fra Diavolos Heimat, hinüber zu dem fernen, märchenhaft wie eine Insel aus dem Meere steigenden circejischen

Abb. 2. Kyme, von der Landseite.
Nach: Aus dem klassischen Süden.

Vorgebirge, dem Sitz der Zauberin Kirke, der Südwestspitze des latinischen Landes: wiederum der Markstein im Süden für den, der von der Höhe des Albanergebirges auf Rom und

Abb. 3. Akropolis von Kyme.
Nach: Aus dem klassischen Süden.

die Campagna hinunterblickt. Wie klar wird's hier, daß diese Lande bestimmt waren, eine Geschichte zu haben, daß sie notwendigerweise zueinander drängen, daß Kyme Rom sich geistig, Rom Kampanien sich politisch erobern mußte, um Herrin des italischen Meeres zu werden! Zu Füßen links und rechts gewahrt das Auge die Lagunen von Licola und Fusaro, eingebettet in den flachen baumbewachsenen Küstenstreif, schützend dem Burgberg vorgelagert von Nord und Süd, zur Aufnahme der flachgehenden Schiffe des früheren Altertums wohlgeeignet. Das ganze einstige Stadtgebiet selbst aber, zu unsern Füßen nach Süd und Ost ausgebreitet, ist jetzt ein großer überreicher Weinberg, köstlich anzuschauen im September und Oktober, wenn alles von bacchischem Jubel widerhallt und die schweren Trauben überall durchs Laub funkeln, sogar hinabwinken den Ausgräbern, die mitten zwischen dem Wein sich in die stille Tiefe graben, um dem Boden die Geheimnisse seiner Geschichte abzulauschen. Diese Stadtmulde wird in der Richtung nach Puteoli und Neapel von einem wirren vulkanischen Gebirge abgeschlossen, durch das nur ein einziger künstlicher Durchschnitt, jetzt von einem römischen Wasserleitungsbogen überbrückt, der römischen Straße, auf deren Pflaster wir noch heute wandeln, den Durchlaß gewährt, der sogenannte Arco felice. Bei schlechtem Wetter, starkem Scirocco, mag zwar der Golf von Pozzuoli manches kymäische oder nach Kyme strebende Schiff schützend aufgenommen haben: Puteoli selbst, auf ins Meer vorspringender Felszunge sehr geschickt angelegt, war in der Zeit von Kymes Seeherrschaft nur ein untergeordneter Reservehafen der Kymäer. Erst nach dem Hannibalischen Kriege wurde es der von Rom in jeder Weise geförderte Welthafen, eine Art Gegenneapel, ungefähr was Altona und Harburg für Hamburg, Geestemünde für Bremen, nur mit besserem Erfolg. Denn Neapel war noch in römischer Zeit griechischsprechende freie Reichsstadt geblieben, aus Höflichkeit und römischer Achtung vor allem geschichtlich Gewordenen, namentlich wenn dasselbe griechisch war.

Der einzig bequeme und leidlich sichere Ausweg für Kyme ins Hinterland führte einst nordwärts zwischen dem Lago di Licola und jenem Bergzug hin, der Hauptweg ins Innere, noch heute erkennbar, begleitet von den Gräbern der alten Kymäer, älter je näher bei der Stadt, jünger je ferner. In mehrere Straßen gabelte sich später, nachdem die Nordspitze

jener Gebirgsgruppe überwunden war, diese Straße. Zwei Arme zogen nordwärts, an der Küste und durch ein Längstal des Innern. Durch sie fand Handel und Verkehr nach Latium und Etrurien seinen sicheren bequemen Weg. Drei Wege dagegen zogen ostwärts nach den drei Tälern, welche das Innere Unteritaliens aufschließen. Und jeweils am Ausgang jedes dieser Täler entstand eine Stadt, die als Umschlagplatz diente zwischen den Bewohnern der Berge, den Kampanern der Ebene, den Griechen der Küste. Diese drei Städte, zugleich wichtige lokale Mittelpunkte und im Notfall Talsperren, waren Capua, Suessula und Nola. Erforschen wir ihre Gräber — und namentlich in Suessula, der mittleren, am Ausgang des caudinischen Tales, ist das mit schönem Erfolg geschehen —, so vermögen wir dem Boden Stück für Stück zu entnehmen, was ureinheimisch, was griechisch, was einheimisches Surrogat für Griechisches ist. Durch fünf Jahrhunderte hindurch geleiten uns diese Gräber und lehren uns das allmähliche Steigen der Begriffe vom Leben nach dem Tode, daneben aber auch die Bedeutung und Stärke des griechischen Imports, sowie die Steigerung des einheimischen Kunstverständnisses und eignen Könnens würdigen. Metallgerät und Tongeschirr, kostbarer Schmuck aus Edelmetall, Glasperlen, imitierte Skarabäen, Münzen und aller erdenkbarer Tand, wie er früher auch den Männern, später den Frauen und Kindern noch Freude macht, ist jenen Gräbern entstiegen, in viel reicherer Fülle, namentlich aber größer und massiger, als in Kyme selbst. Denn der Grieche hatte schon damals eine höhere Vorstellung vom jenseitigen Leben, als der Italiker, eine weniger materielle. Je höher seine geistige Erhebung stieg, um so bescheidener wurde Inhalt und Schmuck der Gräber, während der Barbar wenigstens in den älteren Jahrhunderten sich nicht genugtun kann in glänzender standesgemäßer Ausstattung des Toten. Erst als die Totenverbrennung auch in den Städten des Hinterlandes einzusetzen beginnt, als die einheimischen Münzen griechische Aufschriften tragen, auch auf einheimischen bemalten Vasen griechische Sagen ernst wiedererzählt oder lustspielmäßig travestiert uns entgegentreten, wird auch die Empfindung des Italikers griechischer, legt er den Barbaren ab.

Diese Wandlung seines eignen Wesens, diesen Schritt zum vollkommenen Aufgehen in griechische Geistesbildung begann

der weiche, aufnahmefähige, bildsame Italiker der Küste um dieselbe Zeit, als in Athen griechisches Wollen und Können, Empfinden und Denken seinen Höhepunkt erreicht hatte. Die homerische Götterwelt war in den vorausgegangenen Jahrhunderten, wo das epische Lied seinen Siegeszug durch die griechischen Lande gehalten hatte, Gemeingut der gebildeten Welt geworden, und attische Künstler, allen voran Phidias, hatten es verstanden, was jeder empfand, in eine Form zu gießen, die göttliche Hoheit und menschliche Schönheit derartig vereinigte, daß keine beider Eigenschaften die andere beeinträchtigte, daß jeder, auch wer die griechische Sprache noch wenig verstand, von solchem Bilde ergriffen daran zu glauben lernte. Das Verständnis für menschliche Schönheit war geweckt, wurde Besitz der Menschheit. Die Griechen lehrten in ihren öffentlichen Ringschulen, auf ihren nationalen Spielplätzen, wie für Knaben und Mädchen solche gottgefällige Schönheit zu erringen, wie sie dem erwachsenen Alter zu bewahren sei. Die attische Normalschönheit eroberte die Welt, wie die Sprache Athens damals die Einzelmundarten aus amtlichem Gebrauch und höherer Literatur verdrängte, wie die gesamte attische Kunst damals die Dialekte der verschiedenen griechischen Kunstgebiete in sich aufnahm, sie auffog und zu ihrer eigenen Stärkung verwendete, wie das in diesem fünften Jahrhunderte zu eigenartiger dichterischer Höhe in Athen neu ausgebildete fromme Schauspiel oder das weniger fromme Lustspiel seinen Siegeslauf von hier begann. Daß sich später im Barbarenlande überall Tempel den griechischen Göttern, Theater, Ringschulen erhoben — wir sehen das in Pompeji —, das war im letzten Grunde doch die natürliche Folge dieser großen Zeit. Der Erbfeind war damals in Ost und West siegreich aufs Haupt geschlagen und alles blickte auf Athen als auf das klare Auge und den starken Arm von Hellas, als auf den politischen Mittelpunkt der griechischen Welt, den geistigen des ganzen Mittelmeergebietes. Selbst Karthago wurde in dieser Zeit eine geistig nahezu griechische Stadt.

Aber der Neid der Götter duldete nicht auf lange solchen Glanz. Der Einigung von Hellas unter Athen widersetzte sich der Partikularismus. Der 28jährige Bruderkrieg zerfleischte die hellenischen Lande, der Völkerfrühling war zu Ende. Und als in diesem wehevollen Kriege Athen einmal glaubte, sein Haupt frei heben zu dürfen, da ward es von der Hybris

erfaßt und streckte seinen Arm aus nach verbotener Frucht, weit hinaus nach Westen, um sich und sein Wollen, seinen Handel und sein Geld an die Stelle zu setzen der blühenden Städte Siziliens. Vor Syrakus sank Athens Macht nach langem verzweifelten Ringen ruhmlos dahin, mächtig empor stiegen Syrakus und Tarent, Athens Westhandel, seine Weltindustrie waren gebrochen, zwischen Griechenland und Italien ein Schnitt gemacht, den auch die römische Kaiserzeit nur überkleben, nicht mehr heilen konnte, ein Schnitt, der dauernd auseinanderriß, was füreinander gemacht erschien, ineinander hineinwachsen wollte.

Der leuchtende Stern Athens erblaßte während des langen Bruderkrieges, der Mikrokosmos der Einzelstaaten und Stätlein begann wieder. Verlangend pochten an die Tore der italischen Griechenstädte die politisch und geistig erstarkten Stämme des Binnenlandes, denen die höher gestiegene eigene Bildung das Bewußtsein ihrer Kraft verliehen und gehoben hatte. Auch sie verlangten jetzt ihren Platz an der Sonne und kein Athen, kein starkes Gesamtgriechenland war mehr da, das die griechischen Städte hätte schützen können. Eine nationale Reaktion setzte ein, die mancher Griechenstadt ihre selbständige, ihre griechische Existenz kostete. So fiel denn 420 auch Kyme und wurde eine oskische Stadt. Neapel vermochte seine nominelle Freiheit nur durch weitgehende Konzessionen an die einheimische Italikerbevölkerung zu erkaufen. Es bildete sich bald eine eigene kampanische Nation; die griechisch gewordenen Münzaufschriften wurden allmählich fehlerhaft, halbbarbarisch, später ganz oskisch, aber die Münzbilder der dargestellten Götter blieben griechisch. Ging auch der Geschmack herunter, verrohte auch das Kunstverständnis etwas, nachdem die unmittelbare Fühlung mit Athen abgeschnitten war, kaum noch ein athenisches Kunstwerk mehr nach Kampanien kam, wurden auch die religiösen Vorstellungen wieder materieller, so hatte das Griechentum doch so stark Wurzel gefaßt, daß es, wenn auch politisch besiegt, geistig immer wieder siegte.

Gewaltig regte sich Rom, dehnte sich mit kräftigen Armstößen nach allen Seiten; Etrusker, Samniten, Kampaner mußten sich im Laufe des vierten Jahrhunderts gewöhnen, in der Bauernstadt am Tiber eine Macht zu sehen, mit der sich gut zu stellen nützlicher war, als mit ihr zu kämpfen, der sich zu unterwerfen richtiger schien, als noch unmöglichen Freiheits-

träumen nachzugehen. Etruskermacht und Griechentum mußten sich beugen, die kräftige Faust Roms zwang die Samniten ins Joch; immer mehr trieb Italien seiner Einigung unter Roms Führung zu.

Es war eine eigene Fügung, daß das Griechentum im Westen einer nichtgriechischen Macht die Zügel abgeben mußte, gerade da, als es im Osten der Vollendung seines Geschicks in so ganz anderer glanzvoller Weise entgegenging. Seit den Perserkriegen hatte griechisches Wesen in stillem Vordringen Kleinasien und Syrien derartig durchsetzt, daß der Siegeszug Alexanders eigentlich nur die politische Ratifizierung der schon vollzogenen geistigen Eroberung des Ostens war. Seit Alexander wurde das Griechentum die Weltmacht des Ostens und ist es geblieben, bis türkische Barbarei in Konstantinopel einzog, eine Weltmacht politisch und geistig: ich erinnere nur an die eine Tatsache, daß das Neue Testament ohne Alexanders Zug nicht hätte griechisch geschrieben werden, nicht die Welt hätte gewinnen können.

Aber durch diese neue Weltmachtstellung erfuhr es eine innere Wandelung von allergrößter Bedeutsamkeit. Das alte athenische Griechentum des Perikles und Phidias, des Sophokles und Aristophanes war die feinste Blüte jenes Baumes, der unter dem belebenden Hauch des Ägäischen Meeres erwachsen war wie der Ölbaum der Athene, die reinste Vervollkommnung eines in ungestörter national selbständiger Entwickelung vorwärts geschrittenen, einheitlichen, in sich geschlossenen Volkstums. Jetzt wurde das alles anders, mußte anders werden. Waren auch Alexander selbst und seine Makedonier zwar Griechen, wenigstens Männer griechischen Stammes, war er selbst auch durch Aristoteles erzogen worden zum Vollgefühl, ein ganzer Hellene zu sein, so hatten sie doch bei dem Ringen um die höchsten Güter bis dahin sehr im Hintertreffen gestanden, und wurden nicht ganz ohne Grund von den Athenern nicht recht als ebenbürtig angesehen. Und als nun diese Makedonier Asien dem Griechentum zu Füßen legten, als sich nach Alexanders Tode alle jene Einzelkönigreiche bildeten, die Mittelpunkte griechischen Lebens werden wollten, die das Griechische auf Ägyptisches, Syrisches, Phrygisches und Persisches pfropfen mußten, da mußte naturgemäß auch dies Griechische etwas anderes werden, etwas allgemein Verständliches, mußte manche

seiner besten und feinsten speziell attischen Eigentümlichkeiten und Errungenschaften ablegen, um seinem neuen Berufe, kosmopolitisches Bindeglied zwischen all den heterogenen Völkern und Stämmen zu sein, gerecht werden zu können.

Nicht nur die griechischen Menschen, sondern auch die griechischen Götter mußten in diese Neuländer wandern, mußten dort ihr Ansehen aufrichten, sich vertragen lernen mit den dort schon früher herrschenden Göttern, die nicht immer Neigung hatten, ihre Herrschaftsansprüche fallen zu lassen. Also mußten die griechischen Götter von ihrer ausschließlich griechischen Art manches aufgeben, mußten jedem etwas sagen. Die stille Gewalt, mit der diese herrlichen Schöpfungen menschlicher Dichtung und menschlicher Kunst schon früher stammverwandten Völkern in Italien gegenübertraten, die unentwickelten unplastischen italischen Götterformen zu sich heraufziehen, sich angleichen, sie in sich aufnehmen mußten — diese selbe Gewalt sollten sie nun auch fremdartigen Völkern von zum Teil sehr viel älterer Kultur gegenüber offenbaren. Da konnte man keine einfachen offenen Felsaltäre oder kleine bescheidene Tempelzellen brauchen. Da mußte imponiert werden. In den neuen Hauptstädten der Diadochenfürsten, die, nach wohlbedachtem Plan angelegt, schon durch ihr Dasein zeigen sollten, daß eine ganz neue Zeit angebrochen sei, wurden weiträumige Plätze, von Säulenhallen eingeschlossen, angeordnet, längs den Säulenhallen schöne Statuen, unter den Hallen vereinigt, was das Leben anziehend machen, was die Bewohner zum Zusammenkommen locken konnte. Und auf solchem Platze dann erhob sich das Hauptheiligtum der Stadtgottheit, nicht mehr bescheiden nur auf drei niedrigen Stufen, sondern emporgehoben über das alltägliche Getriebe auf hohem Unterbau, zu dem breite Freitreppen hinaufführten. Andere Tempel wurden isoliert durch geräumige, von Mauern und Säulenhallen umgebene Höfe: der Orient war mit solchem Beispiel vorangegangen; der Orient folgt solchem Beispiel bis auf den heutigen Tag. Und in solchen mit Schmuckwerk beladenen Tempeln dann reiche Göttergestalten, die schon durch die äußere Pracht des Materials, die Größe der Ausführung Eindruck machen, ihr Herrscherrecht zum Ausdruck bringen sollten. Oder es wurden große Freialtäre errichtet, fürstlichen Opfern angemessen, wie jenes Wunderwerk in Pergamon, dessen Reliefschmuck in eindringlicher, pomphafter Sprache vor Augen

führt, was die Olympier alles können, wie sie in mächtigem Kampf die Gewalten der Finsternis niederwerfen. Des Phidias Zeus leitete die Welt, thronend in seliger Ruhe, heiter und ohne noch sichtbarer Kraftäußerung zu bedürfen. Ein Jahrhundert vor Phidias, und wieder zwei Jahrhunderte später erscheint derselbe Gott weitausschauend im Kampf, den Blitz auf den niedergesunkenen Gegner schwingend. Welche Auffassung ist die höhere?

Die großen Götter traten mehr zurück, das Staatswesen braucht sie nicht mehr amtlich: der König regiert ja, selbst ein Gottessohn nach orientalischer, von Alexander aufgenommener Anschauung. Aber das Hervortreten des Einzelmenschen, der sich immer mehr steigernde Individualismus, je mehr dem einzelnen die Sorge um die Gesamtheit abgenommen wird, das Ablenken von Verfolgung öffentlicher Interessen aufs Privatleben, das Hervortreten der Frau bei Hofe wie in der Gesellschaft führt zu großen Umgestaltungen. Zunächst zur Verschönerung, zu reicherer Ausgestaltung der privaten Existenz. Da waren es dann Aphrodite und Eros, Dionysos und sein fröhliches Gefolge, die Musen und Chariten, allenfalls Hermes, der fröhliche Gott des Verkehrs und Gewinnes, zu denen man sich wendete, zu denen man betete, deren Bilder man sich gern aufstellte oder an die Wände malte, die in Tausenden von zierlichen Terrakotten, dürftig an Materialwert, dagegen eine Welt der künstlerischen Anmut, auch die engen Räume der Armen zierten. Solche Götter wurden von allen, auch von den nichtgriechischen Freunden des Wohllebens verstanden, die großen hellenischen Götter verlangten zu viel, um noch für den Einzelmenschen ein bequemer Umgang zu sein. Auch auswärtige Götter, namentlich ägyptische zogen als gleichberechtigt in den griechischen Himmel ein; man konnte ja nicht wissen: vielleicht vermochten sie noch mehr, als die alten Olympier Griechenlands.

Die Höfe waren das Vorbild, nach denen der Höfling, die Gesellschaft, die Nachtreter der Gesellschaft sich richteten. Der Luxus, in jenen Sphären üblich und durch die fürstlichen Überlieferungen berechtigt, ergriff auch das Privatleben des einzelnen. Alkibiades war der erste Athener, der sich sein Haus ausmalen ließ, der viel kostbares Mobiliar besaß — seine üppige Schlafzimmereinrichtung lernten wir kürzlich durch einen merkwürdigen

Inschriftenfund kennen —. In der großen Zeit von Althellas ragten die Tempel der Götter in ihrer buntfarbigen Marmorpracht einsam empor über die bescheidenen Häuser der Menschen. Das wurde jetzt anders. Die orientalische Freude an Gärten führte dazu, auch das Grün in das Innere der Häuser einzuführen, Grundriß und Abmessungen der Häuser dementsprechend zu verändern. Schon ein Produkt der Überfeinerung nennt Immermann im „Oberhof" völlig richtig das ästhetische Landschaftsgefühl. Wer irgend konnte, erweiterte sein Haus und schuf sich Ausblick in die freie Landschaft; wer das nicht konnte, malte sich wenigstens solche. Wer vermögend genug war, täfelte seine Wände mit kostbaren bunten Marmorplatten, wer das nicht konnte, ahmte solche wenigstens nach in Stuck und Farbe. In alten Zeiten waren die Statuen, Reliefs, Gemälde bestimmt, als Eigentum des Gottes, als frommer Dank, als heißes Gelübde dargebracht zu werden; sie schmückten die Tempel, heiligen Bezirke, öffentliche Plätze und Gebäude, um dankbar zu erinnern an der Götter Hilfe bei ernster Tat oder edlem Spiel der Gottheit zu Ehren; auch Porträts Lebender wurden nur aufgestellt an heiliger oder öffentlicher Stätte, als Akt öffentlicher oder privater Dankbarkeit; so muß es noch verstanden werden, wenn in der Mitte des vierten Jahrhunderts Statuen großer Dramatiker im Dionysostheater aufgerichtet werden. Am frühesten, am wenigsten verhüllt tritt der private Charakter hervor an den Grabdenkmälern, namentlich vom fünften Jahrhundert ab.

Das wurde mit Alexander alles anders. In ein mit Täfelung, mit Mosaik und Malerei geschmücktes, einen anmutigen, der Architektur angepaßten Garten mit Säulenhallen umschließendes Privathaus gehörten auch schöne Bronzen, glänzende Marmorwerke. Selbst kleine Leute glauben sich solchen Luxus gestatten zu müssen. Das Mobiliar, die Geräte des täglichen Lebens nehmen anmutige, reich geschmückte Formen an; an Stelle der einfachen, billigen, aber durch edle Malerei oft herrlich geschmückten Tongefäße der vormakedonischen Zeit tritt das Metall, Bronze, aber auch Silber und Gold, oftmals mit reich getriebener Arbeit verziert. Und wer sich das nicht erlauben kann, verlangt wenigstens Tongeschirr, das die äußeren Formen, annähernd sogar die Farbe und den getriebenen Schmuck des Metalls nachahmt: so tritt die Reliefkeramik, die glasierten Techniken, auch das Glas selbst an Stelle der früher

bemalten Tonware: die Stelle der Vasenmalerei nimmt die Toreutik ein und übt ihrerseits wieder mannigfache Rückwirkung auf die Tonplastik, aber auch auf die Marmorkunst, deren Reliefbehandlung im letzten Jahrhundert Pompejis z. B. ganz unter den Bann einer Stilbildung steht, die für das getriebene Metallrelief ihre Formung gefunden hat.

Die geistige Welt, mit der man sich umgibt, hat das Gepräge des Schöngeistigen, oftmals recht Parvenuartigen an sich. An Stelle der alten ernsten Dramen, die von Schuld und Sühne in hohen Tönen predigen und die Allmacht der Götter preisen, tritt die leichtgeschürzte Muse des bürgerlichen Lustspiels, des Mimus, der Parodie und Travestie, letztere gerade mit Vorliebe in Unteritalien. Nicht mehr als Dithyrambos, sondern als Liebeslied beschäftigt die Lyrik das Herz des Menschen; für sich selbst und für die Geliebte dichtet man, nicht mehr für die Götter oder für die gottsuchende und -fürchtende Menschheit. Erzählende Kunstwerke stellen nicht mehr die hohen Lehren des Epos oder des äschyleisch-sophokleischen Dramas dar: der Herzenskündiger Euripides ist es, dessen fein ausgesponnene psychologische Studien die müde Welt noch fesselten, aus dem Epos allenfalls noch solche Szenen, die zeigen, daß auch die Götter und großen Helden recht menschlich fühlen und handeln. Das Erotische tritt gern in den Vordergrund, wie die Liebe als treibendes Moment bei dichterischer und künstlerischer Schöpfung überhaupt eigentlich erst mit Euripides zur Geltung gekommen ist. Nicht mehr erheben will die Kunst, sondern Leute, die glauben, selbst gerade auf der Höhe des Lebens zu wandeln, angenehm beschäftigen.

Noch lange ließe sich die Darstellung dieser Wandelungen ausspinnen, mit Hilfe der beiden herrschend gewordenen philosophischen Modesysteme noch manche Seite in diesem großen geistigen Zersetzungs- und Werdeprozeß beleuchten. Es würde hier zu weit führen. Wer durch Pompejis stille Gassen und Häuser, oder durch die Säle des Neapler Museums schreitet, dem offenbart sich noch vieles und wird ihn berühren wie ein elektrischer Kontakt mit der Gegenwart. Und er wird es leicht verstehen. Denn es tritt in den richtig betrachteten Kulturformen des hellenistischen Zeitalters dem modernen Menschen das sogenannte klassische Altertum sehr viel näher, als in den unserem Empfinden häufig viel ferner gerückten Ge-

staltungen der hohen Zeit althelleniſcher Größe, der wirklich klaſſiſchen Zeit.

Dies iſt alſo — freilich nur in großem Umriß mehr angedeutet als gezeichnet — der Hellenismus, der auch in Italien mit fliegenden Fahnen einzog, nachdem Rom den Pyrrhos zurückgeſchlagen, Tarent, des Südens große Metropolis, bezwungen, Großgriechenland annektiert und am Ende jenes dritten Jahrhunderts den böſen Hannibaliſchen Krieg überſtanden hatte. Es iſt kein Zufall, daß die erſten lateiniſchen Dichter, die erſten Überſetzer griechiſcher Dichtwerke und damit Volkserzieher Roms damals aus Großgriechenland nach Rom kamen. Dieſer Prozeß der Helleniſierung Italiens, den der Archäologe aus Tauſenden von Einzeltatſachen auch aus dem ganzen Lande belegen kann, tritt uns natürlich ganz beſonders greifbar entgegen in der kampaniſchen Landſchaft, die ſchon ſo lange Jahrhunderte hindurch unter dem vorbereitenden und ungeteilten Einfluß Kymes und Neapels geſtanden hatte. Und wiederum nirgends ſo lebendig, wie in den vom Veſuv für uns zugeſchütteten Städten, die uns das für die Kulturgeſchichte der Menſchheit ſo lehrreiche Bild noch unmittelbar und ſo feſt datierbar vor Augen ſtellen. Wir verſtehen, mit wie hohem Recht Horaz die Verſe ſchrieb:

Hellas bezwungen, zwang den ſtolzen Sieger;
Zahm vor der Schönen kniet der rauhe Krieger,
Und ſie füllt Herz und Hand des armen Wilden
Mit ew'ger Schönheit göttlichen Gebilden.

II. Der Hellenismus in Pompeji. Die Herausbildung der Stadt.

Wer heute von Neapel aus zwischen dem blauen Meere und dem rauchenden Vesuv dahinfährt, durch eine Landschaft, lachend, wie es wenige auf dieser Erde gibt, passiert Ortschaft auf Ortschaft, ohne zu merken, wo die eine aufhört, die andere anfängt. Die Dichtigkeit der Bevölkerung spricht deutlich für die Fruchtbarkeit des Bodens dieses gottbegnadeten Stück Erde. Zu Zeiten des Augustus war das gerade so, nach dem Zeugnis des Geographen Strabon. Nachdem er diesen Anblick geschildert, fährt er fort: „Oberhalb dieser Orte erhebt sich der Berg Vesuv, bis an den Gipfel von herrlich angebauten Feldern umgeben; dieser aber ist größtenteils flach und ganz unfruchtbar, dem Ansehen nach aschig, und man sieht Höhlungen in den porösen Steinen, als wären sie von Feuer zerfressen, so daß man den Schluß ziehen möchte, die ganze Kuppe habe einmal gebrannt, enthalte Feuerkrater und sei erloschen, als dem Berge der Stoff ausgegangen. Vielleicht ist gerade das der Grund der ihn umgebenden Fruchtbarkeit; sagt man doch auch, daß bei Catania die Gegend so vorzüglichen Wein hervorbringe, weil ein Teil derselben mit der vom Ätna ausgeworfenen Asche bedeckt sei." Strabons Zeitgenosse Vitruv weiß noch, daß nach Menschenerinnerung der Berg gelegentlich heiße Luftströme, auch mitten zwischen den Feldern Flammen ausgestoßen habe. Das war aber auch alles. Fröhlich und glücklich lebte man dahin, bis am 5. Februar des Jahres 63 n. Chr. ein starkes Erdbeben an unheimliche Gewalten erinnerte. Gewaltige Zerstörungen waren die Folge. Aber leicht vergißt südlicher leichter Sinn. So wie heute wieder ein fröhliches Treiben herrscht auf der Todesstätte Casamicciolas, so ging man auch in den Vesuvstädten an ein lustiges Wiederaufbauen des Zusammengestürzten; überall verschönerte, modernisierte man, und war noch mitten

Abb. 4. Pompeji und der Vesuv.
Nach: Aus dem klassischen Süden.

in dieser erfreulichen Tätigkeit, als der große Ausbruch des 24.—26. August 79 sein schwarzes Leichentuch deckte über Gerechte und Ungerechte:

„Alles begraben nun liegt in Flammen und trauriger Asche,
Selbst die Himmlischen reut's, daß sie zerstören geburft."

klagt der Zeitgenosse Martial.

Was den Menschen von damals jähen Schreck und gewaltiges Grauen, so nachhaltig, daß die am schwersten betroffenen Orte lange gemieden wurden, verursachte, erfüllt uns mit anderen Gefühlen. Seit das achtzehnte Jahrhundert begonnen hat, die Vesuvstädte aufzudecken, ist unserer unmittelbaren Anschauung von griechisch-römischer Kultur der Jahrhunderte um Christi Geburt eine noch immer neu zuströmende Quelle der Erkenntnis erschlossen, für die unsere geschichtlich denkenden Zeiten dem Vesuv dankbar zu sein allen Grund haben. (Abb. 4.)

Von den größeren Ortschaften, die verschüttet wurden; ist Pompeji die bedeutendste, eine durchaus nicht kleine Landstadt gewesen; Stabiä war allem Anschein nach ein Ort, der am

Meere zusammenhängende, aber wohl zu gutem Teile Handels- und Seefahrtszwecken dienende Bauten aufwies, im übrigen aber in ländlicher Aufgelöstheit die reichen Hänge des Monte Coppola und Monte Lettere ähnlich bedeckte, wie etwa heute die Gehöfte und Villen von Castellamare, Quisisana, Gragnano und Lettere. Herculaneum war ein bescheidenes Städtchen, dessen Theater, dessen zu Roß sitzende Munizipalgrößen, dessen vorm Tor liegende reich ausgestattete Villa eines sehr wohlhabenden philosophisch und künstlerisch gebildeten Mannes uns lange Zeit über seine eigentlich recht geringe Bedeutung getäuscht haben, ja noch heute täuschen. Wir vergessen bei der Beurteilung Herculaneums leicht, daß die ganz andere Verschüttungsart dieses Städtchens durch rasch zu steinharter Masse erstarrten Schlammstrom den früheren Bewohnern spätere Nachgrabungen und Rettungen unmöglich machte; daher wirkt Herkulaneum durch Zahl und Bedeutung seiner Funde trotz seiner eigenen Kleinheit unverhältnismäßig viel reicher, als das große Pompeji. Lockere Aschen- und Bimssteinmengen sind es, die Pompeji bedeckt haben; sie zu entfernen, ist verhältnismäßig leichte Arbeit. Fehlt daher auch recht vieles, was mitverschüttet, aber nachher noch geborgen wurde, so haben wir doch ein noch andauernd sich vergrößerndes Bild erhalten vom Aussehen einer alten Stadt, wie wir es so vollständig und lehrreich anderswo niemals werden erhalten können. Und dabei ein Bild, das durch seinen festdatierten Abschluß uns genau sagt: so und nicht anders hat eine Stadt Kampaniens ausgesehen um die Zeit, als die Kaiser Nero, Vespasian, Titus die Welt von damals regierten. (Abb. 5.)

Jede Stadt ist das Produkt ihrer Geschichte. Nicht nur die Bauwerke früherer Zeiten sind deren in unserer Gegenwart hineinragende Zeugen, sondern auch der Grundriß der Städte; dessen allmähliche Veränderungen und Erweiterungen lehren uns viel über die Gestaltungen des Lebens in früheren Perioden der Geschichte unserer Städte; so natürlich auch in Pompeji. Zwei Faktoren sind es, welche Gründung und erste Gestalt der Stadt bedingen: die Nähe des Flusses Sarno und seiner Mündung einerseits, andrerseits der glückliche Umstand, daß gerade da, wo ein Stapelplatz nahe der Mündung dieses einzigen und dabei schiffbaren Flusses der fruchtbaren südlichen kampanischen Ebene errichtet werden mußte, ein in uralten Zeiten vom Vesuv herabgeflossener Lavastrom ins Stocken gekommen war und einen

ziemlich hohen, nach der Flußseite steil abfallenden Rücken bildete, auf dem frühe Ansiedler eine Niederlassung gründen

Abb. 5. Blick über Pompeji von M. Nach: Aus dem klassischen Süden.

konnten, die gegen Mensch und Tier sich mit leichter Mühe sichern ließ und gegen Überschwemmungen und andere Nachteile

Abb. 6. Hafenspitze mit griechischem Tempel. Nach Weichardt.

der Flußniederung Schutz bot. Mit spitzem Sporn endigt der Lavastrom nach Meer und Hafen zu, dieser Sporn trägt das älteste in zusammenhängenden Resten erhaltene Gebäude der Stadt, einen Tempel dorischer Form (Abb. 6), recht altertümlich aussehend, den Tempeln von Pästum vergleichbar, völlig griechisch gedacht, aus einer Zeit, welche noch staunend aufsah zu der wuchtigen Massenhaftigkeit, der Schwere der Verhältnisse, die den griechischen Tempeln des sechsten Jahrhunderts eigen war, die dem Ernst entsprach, mit dem man den Begriff göttlicher Majestät auffaßte. Das Material war einfacher brauner Kalkstein, das Versteinerungsprodukt des Sarno, dessen Gebälk bunte Kästen aus Ton decken und schützen mußten, so wie man es unten in Großgriechenland und Sizilien zu üben pflegte, während ähnlich gearbeitete Antefixe (Abb. 7) aus Ton die Gesimse schmückten. Weithin über das Meer leuchtete dieser Tempel den Schiffern entgegen und sagte jedem Ankömmling, daß, wenn auch diese Stadt kein Griechisch sprach, doch griechische Gesittung hier zu

Hause war, die Götter verehrt wurden, wie man sie in Griechenland verehrte. Schon damals war dies Gestade kein Barbarenland mehr.

Abb. 7. Löwenspeier von dem Traufgesims des griechischen Tempels.

Was die sich in ihrem Innern ja stets verjüngende Stadt sonst von Baureſten dieser alten Zeit noch birgt, ist außerordentlich wenig, spricht nicht dafür, daß noch an einem andern Punkt der Stadt ein auch nur annähernd ähnliches Heiligtum sich erhoben habe. Wir sind namentlich auch durch Einzelfunde in und um den Tempel durchaus berechtigt zu der Annahme, daß dieser auch von späteren Jahrhunderten respektierte Tempel das hauptsächlichste, vornehmste Gotteshaus der Stadt wahrscheinlich schon im fünften, jedenfalls im vierten und dritten Jahrhundert v. Chr. gewesen ist. In griechischen Städten — und in nichtgriechischen war es naturgemäß ebenso — war der Platz des Haupttempels zugleich der vornehmste Platz der Stadt, dem der im Tempel verehrte Hauptgott seinen ganz besonderen Schutz und Segen angedeihen ließ. So war es gewiß auch in Pompeji. (Abb. 8.) Das sogenannte dreieckige Forum, auf dem sich der Tempel erhob, war also die Zitadelle der Stadt, zu solcher durch seine Lage auch ganz hervorragend, ja allein geeignet, da es nur nach einer Seite mit dem Plateau der Stadt zusammenhängt und dort leicht durch Befestigung gesichert werden konnte, während die beiden andern Seiten naturfest waren. Die Akropolen pflegen meistens — nicht überall — den zuerst besiedelten Punkt einer Stadt zu bezeichnen, so wohl auch in Pompeji. Von hier aus dehnte sich die Stadt hinauf über jenen Lavastrom hin, der ihrer allmählichen Vergrößerung bequeme breitgestreckte Flächen darbot. Die Niederung östlich des dreieckigen Forums (der Akropolis) vermittelte die naturgemäße Verbindung zwischen der sich allmählich nach Nordwest, Nord und Nordost hindehnenden Stadt und Fluß und Meer. Eine von dieser Niederung sich in nordwestlicher Richtung zur Höhe des Lavastromes langsam emporziehende Einsenkung gab der

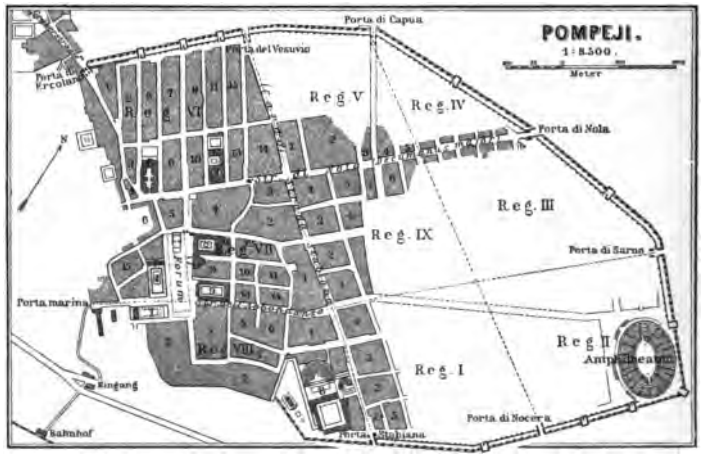


Abb. 8. Plan von Pompeji. Nach Mau, Führer.

Hauptzugangsstraße vom Hafen zur Höhe der Stadt die Richtung, nahm sie in sich auf (Strada Stabiana). Wo diese Hafenstraße die Höhe des Plateaus erreichte, wurde der durch sie sich aufwärts bewegende Verkehr weitergeführt durch eine Straße west-östlicher Richtung, die sich naturgemäß zur wichtigsten Verkehrsader innerhalb der Stadt ausbildete, zuerst vermutlich in der Richtung nach West (bzw. SW), später auch nach Ost (NO), der mehr rückwärtigen Seite der Stadt. Diese Straße (Strada Nolana) (Abb. 9) bildete zugleich mit zwei südlichen Parallelstraßen (Strada degli Augustali und dell' Abbondanza) die Verbindung zwischen Hafenstraße und einem großen auf dem höchsten Punkt des Stadthügels angelegten Platz, der für jede Art von wirtschaftlicher Hantierung ausgiebigsten und von allen Seiten auf das bequemste zugänglichen Raum bot, dem Forum. Diese eben hervorgehobene leichte Zugänglichkeit gilt namentlich auch der bequemen Erreichbarkeit des Platzes von der Richtung her, die nach dem so dicht besiedelten Meeresgestade westlich von Pompeji nach Neapel zu weist; aber auch die Verbindung mit den reichen Hängen der Ost- und Nordseite des Vesuvs erfolgte am besten von dort her. So bildete sich zu diesem „Forum" hin ein wichtiger Straßenzug von Nordwest, der, nachdem er

in das Stadtgebiet eingetreten war, zunächſt die weſtliche Ausmündung der Strada Nolana aufnahm, dieſer Straße damit

Abb. 9. Pompeji, Strada Nolana. Nach: Aus dem klaſſiſchen Süden.

den Charakter einer Durchgangsſtraße aufprägte, alsdann — oder vermutlich gleichzeitig, da in älteren Zeiten der Platz gewiß bis

an die Strada Nolana heranreichte — auf das „Forum" führte. Die rückwärtigen Verbindungen des werdenden Pompeji nach der oberen Sarnoebene hin müssen, von Norden und Nordosten her das Stadtgebiet erreichend, auf den sich dorthin allmählich bildenden Verlängerungen der Strada Stabiana und Nolana und einer dazwischenliegenden Gasse in die Stadt eingetreten sein. Nehmen wir somit als ersten Kern und Ausgangspunkt der Ansiedelung die Spitze des Lavastroms an, die Gegend des sogenannten dreieckigen Forums, wo man den Tempel errichtet, nachdem durch Ausdehnung der Ortschaft Ausscheidung dieses Platzes für sakrale und militärische Zwecke möglich wurde, so müssen wir als ihr nächstes Ausdehnungsgebiet den von Strada Stabiana, Nolana und Forum eingeschlossenen Raum ansehen. Hier verrät das unregelmäßige Netz der zum Teil gewundenen und sehr engen oder in auffällig unregelmäßiger Breite verlaufenden Straßen, Gassen und Gäßchen deutlich den von selbst gewordenen, nicht nach vorherigem Plan angelegten Charakter dieses Stadtteils. Und daß diese Ausdehnung von Ost nach West allmählich fortschritt, beweist die Anlage des großen Verkehrsplatzes, der erst spät zum mathematisch umgrenzten Rechteck des „Forums" geworden ist, im Westen dieses Ausdehnungsgebiets in der Gegend, die zuletzt von dem vordringenden Häuserkomplex erreicht wurde. Eine nennenswerte Vergrößerung der Ansiedelung über das Forum hinaus war nicht möglich, da man hier bald dem Abfall des Lavastroms nahe war. Also mußte die Erweiterung hinausgreifen über das durch Strada Stabiana und Nolana umschlossene Gebiet. Sie tat das zunächst wohl in der Richtung nach Ost, wo man in der Nähe des Zugangs zum Hafen und der Hafenstraße blieb. Es erscheint nur begreiflich, wenn man diesen ersten Übergriff hinaus über das bisherige doch wohl auch irgendwie umgrenzte, vielleicht durch eine Abschlußlinie, Pallisaden oder dergl. umgebene Stadtgebiet zum Gegenstand der Überlegung machte. Darauf würde die hier zum erstenmal uns begegnende regelmäßige Anlage führen. Die Regelmäßigkeit ist zwar immer noch keine mathematische; die Straßen kreuzen sich nur ausnahmsweise im rechten Winkel, sind gelegentlich noch gebrochen oder überhaupt nicht durchgeführt, auch mitunter von recht ungleicher Breite, namentlich je näher man sich der Hafengegend befindet, dem doch gewiß zuerst bebauten Gebiet. Man sieht, daß eine gewisse

Regelmäßigkeit angestrebt war, wie man sie damals durchgeführt sah in den benachbarten Griechenstädten, so in dem im fünften Jahrhundert von Kyme aus gegründeten Neapel oder in dem wahrscheinlich gegen Mitte des sechsten Jahrhunderts angelegten Poseidonia (Pästum). Aber es ist den städtischen Behörden noch nicht völlig gelungen, mit ihrer Absicht auch ganz durchzudringen; etwa entgegenstehende örtliche und persönliche Schwierigkeiten mochten solchen Neuerungen noch zu sehr im Wege stehen. Wir haben also in den östlichen Teilen Pompejis südlich von der Strada Nolana das Bild einer zwar deutlich gewollten, aber noch nicht ganz durchgeführten Regelmäßigkeit; schwerlich wird dies Bild sich ändern durch Vollendung der hier noch sehr im Rückstand befindlichen Ausgrabung. Anders ist die Gestaltung der Stadt nördlich von der Strada Nolana. Dort ist eine ganz planmäßige Zerlegung des Baugrundes in Rechtecke von ziemlich gleicher Breite wahrzunehmen; die bereits von früher dies einstmals vorstädtische Gelände durchziehenden Zufahrtswege bleiben natürlicherweise unverändert, aber die neuangelegten Straßen, alle schnurgerade und von derartig wechselnder Breite, daß auf mehrere schmälere Straßen von Zeit zu Zeit eine breitere folgt, nehmen auf die alten Wege keinerlei Rücksicht oder wenigstens nicht mehr, als unbedingt nötig war. Es ist klar, daß dies vom ältesten Ausgangspunkt am weitesten entfernte Stadtviertel das jüngste der inneren Stadt ist, eingeteilt und angelegt genau so, wie wir es noch heute in unsern Städten tun mit neuen Bauvierteln, bevor sie der Überbauung durch Privatleute übergeben werden. Es ist gewiß nicht zufällig, daß gerade in diesem modernsten und ruhigsten Viertel die räumlich größten und der Ausstattung nach reichsten Häuser aufgefunden sind; nur die vom Forum nach dem Herkulaner Tor führende Straße trägt hier die Signatur des Verkehrs und größeren Alters; in den übrigen wohnen Rentiers und reiche Leute. Vereinzelt mögen ältere Landhäuser hier und da früher schon gestanden haben; ein solches, von dem eine recht alte Säule und etwas zugehöriges Fundament kürzlich gefunden wurde, lag noch in völlig anderer Baufluchte, als die späteren Straßen, gerade wie so manches alte Bauern- oder Vorstadthaus in neuen Bauvierteln unserer Großstädte. Ruhige friedliche Zeiten müssen es gewesen sein, in denen sich die regelmäßige Anlage und Bebauung dieses Viertels vollzog; ich würde an das dritte

Jahrhundert denken, die Zeit nach der ersten Befriedung dieser Gegenden durch Rom und vor dem Hannibalischen Kriege. In

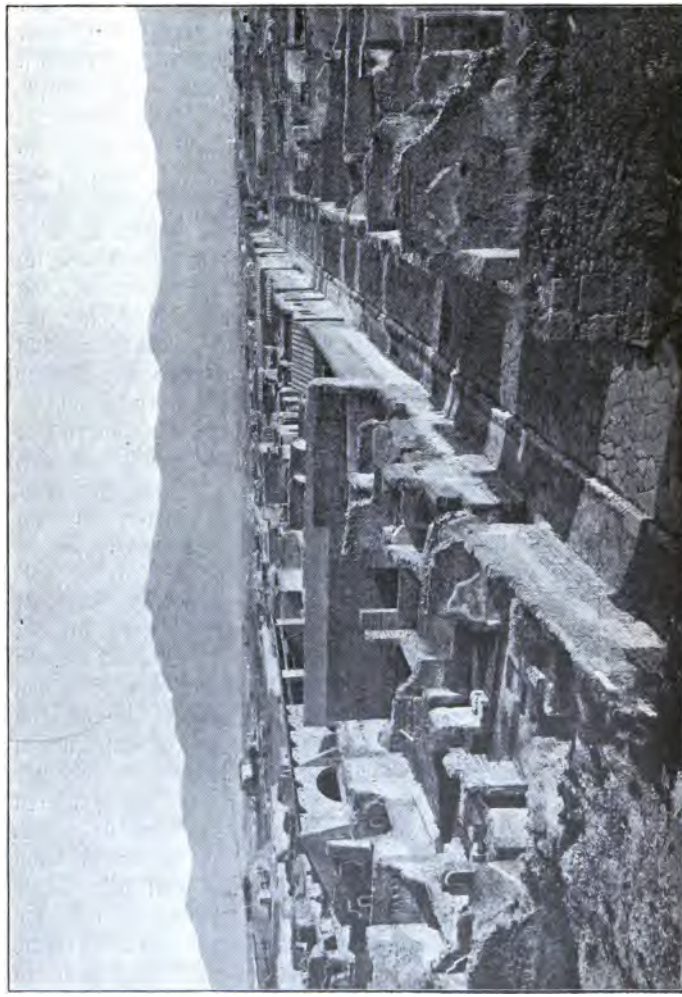


Abb. 10. Blick von Norden in eine stille Patrizierstraße. Nach: Aus dem klassischen Süden.

gleicher Weise, wie die damals üblichen einfachen Häuser und die unteren Teile der Stadtmauer, setzte man zu ebendieser Zeit

die Wandungen der sargartigen Gräber — vor dem Herkulaner Tor sind solche aus dieser Zeit gefunden — aus rechteckig geschnittenen Quadern aus Sarnokalkstein zusammen.

Begreiflich erscheint es nach den das vierte Jahrhundert ausfüllenden Beunruhigungen Kampaniens durch die Bergvölker des Inneren, daß man wünschen mußte, Besitz und Bestand einer nunmehr zu Wohlstand gekommenen Stadt gegen Überrumpelungen sicherzustellen. So entschloß man sich dazu, das nunmehrige Stadtgebiet mit einer Mauer zu umziehen. Dieser Mauerzug lehrt uns also den Umfang Pompejis im dritten Jahrhundert kennen. Es ist nicht nötig, anzunehmen, daß bei seiner Errichtung das ganze einbezogene Stadtgebiet auch wirklich schon mit Häusern bebaut war; es ist im Gegenteil mehr als wahrscheinlich, daß noch manche Strecke Bauterrain frei war; denn man dachte selbstverständlich auch an die Zukunft. Am ersten wird natürlich diese Voraussetzung zutreffen auf die vom Mittelpunkt entferntesten Gegenden. So mag an einem noch lange freigebliebenen Platz im äußersten Osten ein vielleicht gerade wegen dieser Verwendung in die Mauer — dem Zug der Mauerlinie nach tatsächlich etwas auffällig — eingeschlossener großer Raum gedient haben zu allerlei Volksbelustigung. Zu Beginn der römischen Kolonie, im zweiten Dezennium des ersten Jahrhunderts v. Chr., ergab sich daher ohne Schwierigkeit die Möglichkeit, hier ein großes steinernes Spielhaus, das Amphitheater zu errichten.

Das wäre in großen Zügen die Entstehung der inneren Stadt, so wie sie sich vorurteilsfreier Betrachtung von Grundriß, Bauformen und Landschaft darstellt. Später, vielleicht im Gefolge der Erfahrungen des Hannibalischen Krieges, verstärkte man die Mauern durch Türme, verstärkte die Tore, und richtete sich auch im Innern der Stadt in mannigfacher Hinsicht wohnlicher und gefälliger ein. (Abb. 10.)

III. Das Forum.

Es gruppierten sich um das Forum (Abb. 11) immer mehr ausschließlich Bauanlagen, die öffentlichen, sei es sakralen, sei es Verkehrsinteressen, dienten, der Platz wurde kleiner, übersichtlicher. Diese Umwandlung des ursprünglich weitgedehnten, jeder Art von Verkehr dienenden und damals schwerlich so gleichmäßig nivellierten Raumes in den geschlossenen Marktplatz griechischer Art vollzog sich natürlich allmählich, mag im dritten Jahrhundert begonnen haben, wurde aber erst durch die umlaufende Kolonnade von Tuffsäulen, die bestimmt war, die Unregelmäßigkeit der rings herangeschobenen Gebäudefronten auszugleichen, und den hohen Juppitertempel am nördlichen schmalen Ende zum ersten Abschluß gebracht. Da der größte Teil desjenigen Verkehrs, der sich in alten Zeiten hier, schon außerhalb des eigentlichen Wohnkomplexes, abgespielt haben muß, seit Erweiterung der Stadt und Errichtung der Mauern nach außen verlegt wurde, kein Fuhrwerks- oder sonst platzraubender Umschlagsverkehr hier mehr stattzuhaben brauchte, konnte der Platz gerne verkleinert werden, ohne daß wesentliche Interessen der Bürgerschaft dadurch geschmälert wurden. Dadurch, daß man ihn verkürzte und seine übergroße Breite verringerte, wurde er erst geeignet, als städtischer Versammlungs- und Festplatz zu dienen. Das ist die Verwendung solcher Plätze in den großen und kleinen Städten der griechischen Welt, das wurde sie auch in den Städten Italiens, um so früher und intensiver, je stärker die hellenistische Weltkultur sich ihrer bemächtigte, in Kampanien gewiß früher, als in Rom, wo noch in der Kaiserzeit die rein praktischen Zwecke einen viel größeren Raum des Forums — verhältnismäßig — in Anspruch nahmen, als in Pompeji.

Dem Italiener ist noch heute die Piazza der „Salon" der Stadt. Dort flaniert und flirtet man, nach des Tages Last

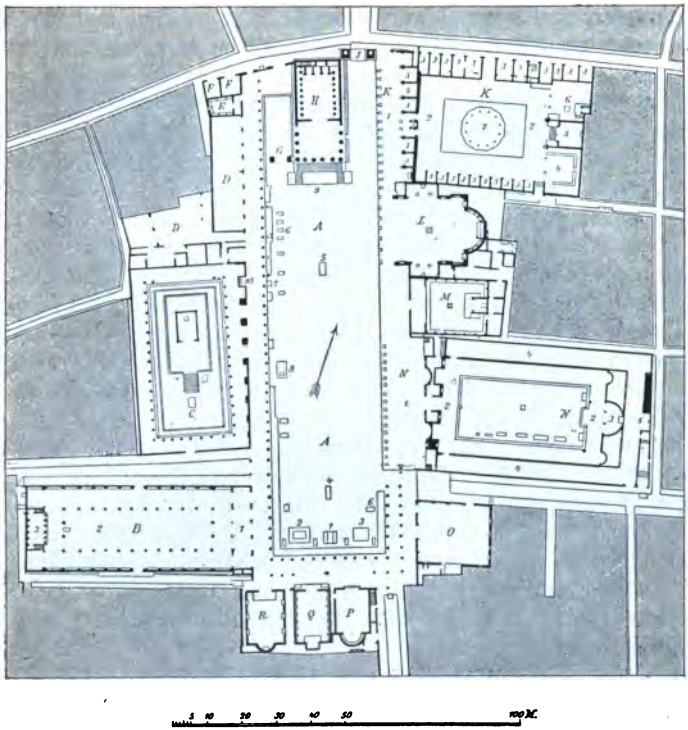


Abb. 11. Das Forum und seine Umgebung.
Nach Mau, Plan.

und Hitze findet man sich dort zusammen, um sich dem Hochgenuß des Plauderns oder den Klängen der städtischen Kapelle hinzugeben, aber auch wichtige Interessen des Gemeinwesens zu besprechen. Derartige Benutzung eines Platzes verlangt für ihn eine gewisse Abgeschlossenheit; er darf nicht wie so oft in modernen nach der Schablone angelegten Großstädten nur ein großer Raum sein, auf dem verschiedene breite Straßen sich kreuzen und in dessen Mitte ohne Hintergrund und häufig ohne das richtige Größenverhältnis irgendein Denkmal sich erhebt, sondern er muß einen intimen Charakter haben, der zum Verweilen einlädt, keinen Windstößen und Staubwolken zum Spiel-

platz dient, auch wenn irgend möglich gegen Sonne und Regen, je nach Bedürfnis Schutz gewährt. Das ist noch heute das Ideal der italienischen „Piazza"; daß dieselbe sich meistens vor dem Hauptgebäude der Stadt ausbreitet, sei das nun eine Kirche oder das Rathaus, sichert ihr einen ruhigen großen beherrschenden Hintergrund, dem auch jener eigenartige historische Zauber nicht fehlt, der geeignet ist, den Blick aus der Alltagsmisere emporzureißen, durch Erinnerung an Früheres, Anderes, Höheres den Bürgerstolz zu nähren und doch wieder den Regungen des Augenblicks gegenüber bescheiden zu halten. Jedem Besucher Italiens sind Beispiele solcher Plätze auf der Zunge; wer aber z. B. den Hauptplatz von Brescia oder von Terracina gesehen hat, der hat auf antiken Plätzen solcher Art gestanden, Plätzen, die trotz des veränderten Aussehens der umgebenden Bauwerke deswegen noch genau so wirken, weil jene Bauwerke genau auf den Baulinien der antiken Vorgänger stehen und weil die Architekten dieser neueren Bauten sich völlig klar darüber waren, was diese Bauwerke für die ästhetische Wirkung des Platzes bedeuten mußten. Die Plätze von Terracina und Brescia, übrigens auch noch manche andere in Italien und Südfrankreich, lehren uns, wie das Forum von Pompeji gewirkt haben muß, als seine Umfassungsbauten noch zu voller Höhe standen.

Die allmähliche Gestaltung dieses Platzes, sein erst ganz allmählich vollzogenes Anpassen an das im hellenistischen Orient ausgebildete Ideal offenbart sich uns aus der Betrachtung seiner Form und der ihn umgebenden Bauwerke.

Heute stellen die inneren Umfassungslinien des Forums ein regelrechtes langgestrecktes Rechteck dar. (Abb. 12.) Dagegen weicht die Achse des ältesten am Forum errichteten Gebäudes, des Apollontempels an der westlichen Langseite, ziemlich stark nach West, die Frontlinie der meisten Bauten der Ostseite ebenso stark nach Ost ab. Nur am Südende des Platzes stehen die Bauten sämtlich mit den das Rechteck markierenden Umfassungslinien parallel. Als man den Apollontempel erbaute, wahrscheinlich bald nach dem Hannibalischen Kriege, dachte man also noch nicht daran, dem Platz die regelrechte Form hellenistischer Marktplätze zu geben, sondern setzte den Tempel an die der Altstadt gegenüberliegende, vermutlich damals noch von jeder Bebauung freie Westseite des großen Raumes und verengerte

dadurch zum ersten Male dessen bis dahin ungemessene Breite. Im allgemeinen folgte man der Richtung des Platzes, der sich

Abb. 12. Pompeji, Forum. Nach: Aus dem klassischen Süden.

nach seiner Zufahrtsseite, nach der Strada Nolana und der Herculaner Torstraße hin, weit öffnete, um den einströmenden

Abb. 13. Jupiitertempel. Nach: Aus dem klassischen Süden.

Verkehr aufzunehmen; daß das Verbindungsstück zwischen dem späteren Forum und der Nolaner Straße damals gewiß noch unbebaut war, ist schon hervorgehoben worden. Diese frühere nach Norden sich ausweitende Form des Platzes bildet auch die Voraussetzung für die Richtung, in der die Straßen und Gassen aus der Altstadt auf ihn zulaufen, und dieser Richtung entsprechend für die Achsen der meisten Gebäude an der Forumsostseite, denen auch — oder vielmehr ihren noch nicht ermittelten Vorgängern — die Normallinie des Forums noch gleichgültig war. Denn nur historisch läßt sich solche sonderbare Abweichung von Baufronten und Platzachse erklären; was wir bis jetzt von hellenistischen Plätzen kennen, gestattet uns nicht, hier etwa eine besondere optisch-ästhetische Feinheit zu wittern.

Das erste Gebäude, welches auf die strenge Rechtecksform des Forums Rücksicht nimmt, ist die große wohl gegen Ende des zweiten Jahrhunderts erbaute Markthalle am südlichen Ende der Westseite, die Basilika. Später folgten die sogenannten drei Kurien, deren im Erdbeben von 63 zugrunde gegangene Vorgänger schon dieselbe Richtung innehielten. Über die Zeit

des als Bauwerk nicht bedeutsamen sogenannten Komitiums der Basilika gegenüber läßt sich nichts weiter sagen. Also zwischen Apollontempel und Basilika, in das zweite Jahrhundert, fällt die hellenistische Umgestaltung des Forums. Man kon-

Abb. 14. Juppitertempel. Nach Weichardt.

struierte ein nach allen Seiten abgeschlossenes, zu gleichem Niveau aufgefülltes Rechteck, begann dasselbe mit einer teilweise doppelt gestellten Reihe von Tuffsäulen zu umziehen, um der beabsichtigten Regelmäßigkeit augenfälligen Ausdruck zu verleihen und eine Ausgleichung der abweichenden Frontachsen der Gebäude herbeizuführen; am Apollontempel mußte die Abweichung der Langseite besonders störend, ja unmöglich erscheinen, weil sie durch die lange den Tempelhof umziehende und nach dem Forum offene Säulenstellung noch auffälliger wurde; deshalb entschloß man sich, durch eine Reihe von Pfeilern, deren nach Norden sich verstärkende Dicke der steigenden Entfernung von Tempel- und Forumachse gleichkam, noch eine besondere Ausgleichung vorzunehmen. Die neben der Umrahmung des neuen Platzes mit Säulen wichtigste künstlerische Tat war die starke Betonung des nördlichen Endes durch einen hoch emporragenden Bau, der, auf den nach jener Richtung bedeutend verkürzten Platz gesetzt, ihn optisch beherrschte und zusammenhielt. Das wurde der Haupttempel der Stadt (Abb. 13, 14), dem Juppiter geweiht, geplant jedenfalls gleichzeitig mit der Neuanlage des Forums im

zweiten Jahrhundert, vollendet wohl erst nach dem Ende der langen Unruhezeit des Bundesgenossenkriegs. Pompeji war eine Hochburg der oskischen Stämme in ihrem letzten Verzweiflungskampf gegen Roms Übermacht; es mußte zur Strafe eine römische Kolonie aufnehmen. Nur begreiflich wäre es, wenn der nunmehr vollendete Tempel nicht nur dem allen italischen Stämmen heiligen höchsten Gott allein, sondern der in dieser Zusammenstellung speziell römischen kapitolinischen Trias geweiht worden wäre. Bezeichnete der „griechische" Tempel auf der alten Akropolis einen Höhepunkt der geistigen Beeinflussung dieser Gegenden durch Kultur und Kunst der damals auch im westlichen Mittelmeer herrschenden griechischen Seemächte, so wurde der Marktplatz trotz seiner hellenistischen Umgestaltung durch den dominierenden Tempel der römischen Staatsgötter zum Forum der nunmehr römischen Stadt erhoben.

Den Menschen zum Emporblicken zu zwingen, die Tempel ebenso über das Niveau der gewöhnlichen Bauwerke emporzuheben, wie die Statuen durch Erhöhung ihrer Fußgestelle weithin sichtbarer zu machen, sie von der Flut der Alltagsmenschen zu scheiden, wird von der Zeit Alexanders an ein immer stärker hervortretendes Bestreben. Schon zum Artemision von Ephesos (erbaut nach 350) führten zehn Stufen hinauf. So setzte Hermogenes um 200 seinen Tempel der Artemis in Magnesia auf einen reichlich zwei Meter über das Pflaster des Platzes erhöhten Unterbau, so erhob sich in Pergamon der Tempel des Dionysos Kathegemon am Ende der langen Theaterterrasse auf ziemlich hohem Sockel, zu dem eine stattliche Freitreppe hinaufführte, beides doch wohl nicht erst dem kaiserlichen Umbau verdankt. Diese Neigung des Hellenismus übertrug sich mit den entsprechenden modischen Bauformen auch nach Italien und wird für den römischen Tempel um so leichter übernommen, als den mittelitalischen Gegenden ähnliche Prinzipien, Erhöhung der Cella und große Vorhalle, durch den sogenannten etruskischen Holztempel vertraut sein mochten, dessen ganz verschiedene Verhältnisse freilich eine recht andersartige ästhetische Wirkung hervorrufen mußten. Besonders schön erhaltene Beispiele dieser hellenistisch-römischen Bauweise sind die beiden frühkaiserlichen Tempel in Vienne und Nimes. Sämtliche Tempel Pompejis, mit Ausnahme des alten dorischen Tempels auf dem Foro triangolare,

waren ebenso gebaut, vom Apollontempel beginnend. Auch eine andere Eigentümlichkeit des römischen Tempels ist gut hellenistisch: in Pompeji zeigen sie uns die Tempel des Apollon, Juppiter, der Venus, Fortuna und der flüchtige Wiederherstellungsbau des „griechischen" Tempels. Ich meine die Vorlegung einer großen, meist nur von Säulen, mitunter auch an den Seiten ganz oder teilweise von Wänden getragenen Vorhalle, so tief, daß sie zuweilen fast die Hälfte der Cellatiefe erhält: wiederum geben uns dafür z. B. die von der preußischen Expedition in Magnesia aufgedeckten Tempel die hellenistischen Vorbilder. Umgeben sind solche hellenistische Tempel durch geräumige Tempelhöfe, die das Haus des Gottes schützen vor der Berührung mit dem profanen Getriebe des Alltagslebens. Stand aber ein solcher Tempel auf dem Hauptplatz einer Stadt selbst, so ergab sich naturgemäß die Notwendigkeit, diesem Platz einen abgesonderten vornehmeren Charakter zu verleihen, ihn zum Festplatz zu machen, den Lärm des Durchgangsverkehrs nach Tunlichkeit von ihm zu verbannen. So lagen in Magnesia nebeneinander das Artemision mit seinem eigenen mächtigen Tempelhof und der Marktplatz der Stadt, gewissermaßen der Tempelhof für den Tempel des Zeus Sosipolis, rings von doppelten Säulenhallen umgeben, auf welche an drei Seiten lange Reihen von Kaufläden sich öffneten, hier und da durch kleine Heiligtümer oder Nischen mit Bänken unterbrochen; fahrbare Straßen führten keine auf diesen großen Platz; nur säulengeschmückte Durchgänge für Fußgänger gestatteten den Eintritt.

Ähnlich hatte in Pompeji Apollon seinen eigenen Tempelhof (Abb. 15), nach Errichtung jener ausgleichenden Pfeilerstellung gegen das Forum, nach Sperrung einer früher westlich hinter dem Tempel vom Herkulaner Tor her nach dem Südende des alten Verkehrsmarktes führenden Straße durch eine Hofmauer auch nach der Rückseite abgeschlossen. Es entstand ein Bild, wie es uns heute manche türkische Moschee so wirkungsvoll vor Augen führt: im Orient hat sich derartige Gewöhnung durch die Jahrhunderte weitergeerbt, wie auch der Hellenismus diese Gestaltungen wieder dem älteren ferneren Orient, Mesopotamien und Ägypten, entnommen hat. — Für Juppiter dagegen war gewissermaßen das ganze Forum der Tempelhof. Es wurde dem Fuhrwerksverkehr entzogen und die früher auf den Platz mündenden Zugangsstraßen gesperrt. Ein weiterer späterer

Abb. 15. Apollotempel. Nach: Aus dem klassischen Süden.

Schritt war der Abschluß durch Prunktore zu beiden Seiten des Juppitertempels, wie solche schon der Hellenismus in Ephesos kannte, alsdann die Pflasterung des ganzen Platzes mit schönen weißen Quaderplatten; er wurde der wirkliche Repräsentationsraum der Stadt, in Anlage und Wirkung etwa mit dem Markusplatz in Venedig wohl vergleichbar.

Für gewisse Erfordernisse des täglichen Lebens ließ sich aber der Platz nicht wohl entbehren; früher war er gewiß der Mittelpunkt des Lebensmittelverkehrs für die Stadt gewesen: das mußte er seiner Lage nach bleiben. Um ihm aber seinen vornehmen Charakter zu bewahren, half man sich durch Einführung noch anderer Neuerungen des Hellenismus; wir sehen: eins zieht das andere nach sich. Man baute die Basilika (Abb. 16), allerdings an der äußersten Südwestecke, damit der dort sich abspielende Verkehr möglichst wenig Anlaß haben konnte, sich auf den Marktplatz selbst in störender Weise hinauszuziehen. Die Basilika war eine Markthalle, hoch, luftig, geräumig; sie war bedeckt, mit erhöhtem Mittelschiff, gewährte Schutz gegen Sonne und Regen, war mit reichlich zugeführtem Wasser versehen, natürlich auch mit Ablauf- und Spülvorrichtung und doppeltem Verschluß nach dem Forum, aber zwei seitlichen Eingängen. Ein Tribunal im Hintergrunde sorgte dafür, daß alle aus

Abb. 16. Basilika. Nach: Aus dem klassischen Süden.

Handelsgeschäften etwa entstehende Differenzen oder alle event. nötigen Beglaubigungen auf der Stelle geordnet werden konnten. Schon der Name „Basilika" spricht für den Ursprung dieser Bauform. Als Asien und Ägypten Griechenland zu Füßen lagen, sorgten die Nachfolger Alexanders für zweckmäßige Erbauung und Ausstattung ihrer Residenzstädte. Damals entstanden vermutlich zuerst jene großen Markthallen, vielleicht in letzter Linie auch älteren orientalischen Vorbildern folgend, die, wie die jetzigen Basare, dem Marktverkehr den nötigen Schutz gewähren sollten. Die Könige bauten sie und dankbar haftete diese Tatsache im Namen, der gewiß nichts anderes als königliche Halle bedeutet. Dieser Name wurde Appellativ für lange Hallen dieser Art mit überhöhtem Mittelschiff und offenem Dachstuhl und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag für jene Form der christlichen Kirche, die sich aus solchen Markthallen entwickelt hat. Da in Rom die erste derartige Markthalle durch M. Porcius Cato 184 v. Chr. errichtet wurde, ist es völlig verständlich, daß dasselbe Jahrhundert auch Pompeji diese zeitgemäße Neuerung brachte. Sowohl die Schmuckformen

der Kapitelle als die Dekoration der Wände, welche die in den reichen Städten des Ostens übliche Inkrustation mit bunten Marmorplatten in Stuck nachahmt, weist in die gleiche Zeit.

Auch ein Macellum, d. h. eine Verkaufshalle für Fleischwaren, Fische und Delikatessen erhielt Rom im Jahre 180 v. Chr. Name und Sache waren griechisch. Das Macellum Pompejis, so wie es jetzt vor uns steht, an der äußersten Nordostecke des Forums, also ähnlich beiseite gerückt wie die Basilika und ebenso von zwei Außenseiten zugänglich, stammt erst aus der Kaiserzeit. Derartige Anlagen pflegen jedoch am Platz zu haften und so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß dieselben Geschäfte in einfacherer Form schon früher am gleichen Orte sich abspielten. Pompeji war berühmt für seine kulinarisch feine Bearbeitung der Meeresprodukte — was Wunder, daß man loyalerweise diesen für Pompeji gewiß besonders gewinnbringenden Erwerbszweig und das Gebäude, in dem er vornehmlich in die Erscheinung trat, unter den besonderen Schutz des kaiserlichen Hauses stellte! Eine stattliche Kapelle mit Altar und Statuen der Kaiserfamilie im Gebäude selbst, sowie eine entsprechende Dekoration der Frontseite nach dem Forum brachte diese Gesinnung jedem sichtbar zum Ausdruck, in noch augenfälligerer Weise, als wenn heute der Engländer besonders gut sein sollenden Fabrikaten das Wort „royal“ vorsetzt, um dieselben dadurch zunächst den oberen Zehntausend, dann aber auch allen, die es diesen gerne nachmachen möchten, zu empfehlen. In den Städten der Diadochenfürsten wird auch hierfür das Vorbild gesucht werden müssen: stammt doch von dort der ganze Kurialstil der Kaiserverehrung, der ja zuerst im Osten, später auch im Westen bis zur Form der Vergötterung führte. Dem Macellum gegenüber liegt abermals eine lange und tiefe Kaufhalle einfacher Form und nur vom Forum aus zugänglich; daneben, ziemlich versteckt, sorgte eine geräumige öffentliche Abtrittsanlage für diejenige Reinlichkeit, welche man im heutigen Süden oft schmerzlich vermißt. Genau so liegen Kaufhallen und Chalêt de nécessité nebeneinander im kleinen Thera; ähnliche Anlagen in Ephesos, Pergamon und andern hellenistischen Städten zeigen uns wiederum, wo wir das Vorbild auch für diese Äußerung verfeinerter Kultur zu suchen haben.

Wie auch heute, namentlich in kleineren Städten, allerlei handwerkliche Verrichtungen, die viel Raum beanspruchen, sich

gerne entlegene Plätze innerhalb oder draußen vor den Mauern auszusuchen lieben, so werden im Westen der pompejanischen Altstadt neben dem ganzen Verkehrsleben auch noch manche Hantierungen getrieben worden sein, für die im engen Innern der nötige Raum knapp sein mochte. Die Tuchwalkereien — eine Spezialität Pompejis — gehörten jedenfalls zu solchen Betrieben. Für sie wurde daher auch am späteren Forum ein entsprechender Raum vorbehalten. Zwar wird das große Gebäude im Südosten des Forums, dessen wesentliche Teile erst unter Tiberius von der Priesterin Eumachia auf ihre Kosten gebaut und der Walkerzunft zur Verfügung gestellt worden sind, wohl nur mehr eine den damaligen Anforderungen entsprechende Verkaufshalle, ein großer Basar gewesen sein, auch wieder wie das Macellum unter die empfehlende Flagge des Kaiserhauses gestellt; was jedoch Eumachia erbaute, waren eigentlich nur Verkaufshallen, die einen unverhältnismäßig geräumigen Hof umgaben, der für die Zwecke des Tuchhandels selbst kaum irgendwelche Bedeutung haben konnte. Vielleicht mochte der Walkereibetrieb hier seine Heimstätte gehabt haben von der Regulierung des Forums im zweiten Jahrhundert an bis in die erste Kaiserzeit, als der Lärm und üble Geruch, den dies Geschäft mit sich brachte, auch dort nicht mehr zulässig schien, und an Stelle des Gewerbebetriebes selbst nun nur noch der Vertrieb seiner Produkte trat. Möglich, daß erst Eumachia den alten Tuchwalkerhof nach der Rückseite vergrößerte, wo Kalksteinmauern und eine zugesetzte Tür auf ein älteres Haus schließen lassen; vielleicht ist aber der Zuwachs schon früher erfolgt.

Nur die Achsenrichtung von Macellum und Tuchbasar verraten uns noch, daß diese Gewerbe hier ihre Heimstätten fanden, ehe das Forum ein modisch regulierter Platz geworden war, als die Zugangswege aus der Stadt noch die einzigen Normallinien darstellten. Ihnen folgen noch die römischen Neubauten und ziehen vor, durch künstliche Verschiebungen ihre Fronten nach der neuen Forumachse auszugleichen. Durch dies Verhältnis zur Normallinie des Forums werden sie sogar noch maßgebend für dem Kaiserkult dienende Bauwerke, die, später zwischen sie geschoben, darauf angewiesen waren, den freigebliebenen Raum auszunutzen.

So wurde aus dem weiträumigen Verkehrsplatz der altitalischen Stadt eine hellenistische Agora. Aller geräuschvolle,

Abb. 17. Wandgemälde von Pompeji. Übung im Zeichnen. Nach Jahn, Handwerk.

Unordnung und Schmutz bringende Verkehr war von ihr verbannt, die von der Stätte nicht trennbaren Gewerbe waren in besondere den Platz umgebende, ihrem Zweck sorgsam angepaßte geräumige Hallen verwiesen; durch ebendiese und andere Gebäude, namentlich aber den die lange Achse beherrschenden Juppitertempel, die ringsum geführten Säulenhallen, neben dem Juppitertempel abschließende Straßenbögen und zuletzt die schöne gleichmäßige Pflasterung mit weißen Steinplatten wurde dem Platz jene eindrucksvolle Wirkung verliehen, wie sie den griechischen Stadtplätzen des Ostens durchweg eigen gewesen sein muß. Es war ein großer Festsaal, zugleich der Ehrenplatz der Stadt, auf dem sich in ganzen Reihen die für unsere heutigen Begriffe übermäßig zahlreichen Statuen erhoben, teils zu Fuß, teils zu Roß, welche neben den loyalerweise aufgestellten Mitgliedern des kaiserlichen Hauses auch die Erinnerung an zahlreiche um das Gemeinwesen mehr oder minder verdiente Männer der Nachwelt überliefern sollten. Diese Statuen waren fast sämtlich vor den Säulenhallen angeordnet, wodurch sie sich hell vom beschatteten Hintergrund gewiß höchst effektvoll abhoben, während die Wirkung so vieler unserer öffentlichen Denkmäler unter dem Mangel eines geeigneten Hintergrundes häufig so schmerzlich eingeschränkt wird. Nicht gering anzuschlagen für die künstlerische Wirkung des Platzes sind auch diese plastischen Werke, deren bewegte Umrisse, namentlich der Reiterfiguren, der Monotonie allzu linearer Wirkung der Gebäudehorizontalen, der Vertikallinien der vielen Säulen, der

ganzen Anordnung des Platzes gewiß äußerst glücklich entgegenarbeiteten — auch dies eine Frucht der im griechischen Osten in jahrhundertelanger Gewöhnung großgezogenen Verfeinerung von Auge und Empfindung. Indem solch ein Platz ganz anders wie meistens die unserigen zum Aufenthalt förmlich einlädt, erfüllten auch diese Denkmäler ihren geschichtlichen Zweck; häufiger und länger ruhten auf ihnen die Blicke der Mitbürger, auch der heranwachsenden Generation (die ihren Schulunterricht z. T. im Freien unter den Säulengängen erhielt, ja in solchen Denkmälern die besten Vorbilder für eigene Zeichenübungen auf bequeme Weise erhielt), als auf unseren meistens nur in flüchtigem Vorbeieilen gestreiften Monumenten. (Abb. 17, 18.)

Abb. 18. Wandgemälde aus Pompeji. Schulunterricht. Nach Jahn, Handwerk.

So wird uns das Forum Pompejis, der besterhaltene aller antiken Plätze, noch heute zum vorzüglichen Beispiel, an dem wir uns klarmachen können, was die Kultur der Griechen auf dem Punkt ihrer höchsten Verfeinerung und ihnen folgend, wie immer, die Bewohner Italiens aus dem Mittelpunkt ihrer Städte zu machen verstanden, wie auch diese Plätze jenem hohen Ideal antiker Lebenskunst dienstbar gemacht wurden. Hier in der kampanischen Landstadt war nur weißer oder farbiger Stuck an den Wänden und auf Säulen und Gebälk, nur Kalkstein auf dem Boden, was an den Mittelpunkten des Lebens, auch in Rom meistens Marmor war: und doch muß auch in Pompeji der Eindruck des Forums in seiner Totalität ein ungemein festlicher gewesen sein; die Säulenhallen mit ihrem so sehr dekorativ wirkenden und das Ganze zusammenhaltenden Gegensatz von hell und dunkel, darüber das in Farben leuchtende Gebälk, dann die obere leichter gehaltene Säulen-

reihe, darüber vom blauen Himmel des Südens sich leuchtend abhebend die emporsteigenden farbenreichen Giebel der umgebenden Bauwerke, das Ganze beherrscht vom hochgebauten Tempel des Juppiter; und auf dem Platz das Heer von Statuen in Marmor oder leuchtendem Erz ausgeführt, und die Menschen dazwischen in ihren farbenfrohen edelfallenden Gewändern, — man versteht, daß derartige künstlerische Wirkungen, im Osten als Ergebnis langen Lernens gefunden und überall mit gleichartigen Mitteln hervorgerufen, in einer durch jahrhundertealte Beziehungen mit der Kultur Griechenlands verbundenen Landschaft mit Begier aufgegriffen und mit Geschick nachempfunden und nachgebildet wurden. Und was Rom in Kampanien seit Ausgang des vierten Jahrhunderts sah, das wurde es allmählich auch fähig, zu verstehen und zu genießen, sich selbst zu wünschen, sobald es nach Durchführung seiner großen politischen Aufgaben in Süditalien reif wurde, die Früchte selbst zu pflücken, die Hellas ihm gepflanzt hatte.

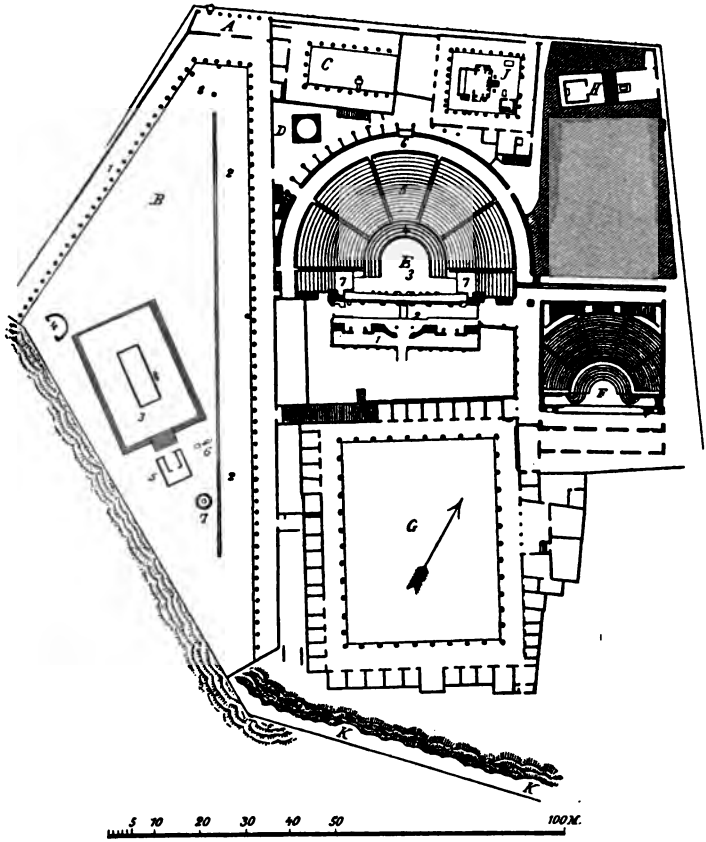


Abb. 19. Plan von Burg und Theaterniederung. Nach Mau, Plan.

IV. Entfestigung der Burg, die Theaterniederung und die öffentlichen Bäder.

Noch einer andern Gegend der Stadt, die das Einziehen des Hellenismus in Pompeji uns besonders deutlich vor Augen führt, wollen wir unsere Betrachtung zuwenden. Das ist die Ecke, von der die Entwicklung der Stadt und unsere Darlegung derselben ihren Anfang nahm. (Abb. 19.) Im sogenannten dreieckigen Forum erkannten wir den ältesten und naturfestesten Punkt der ganzen Ansiedelung. Der Platz wird an seiner SSW-Seite

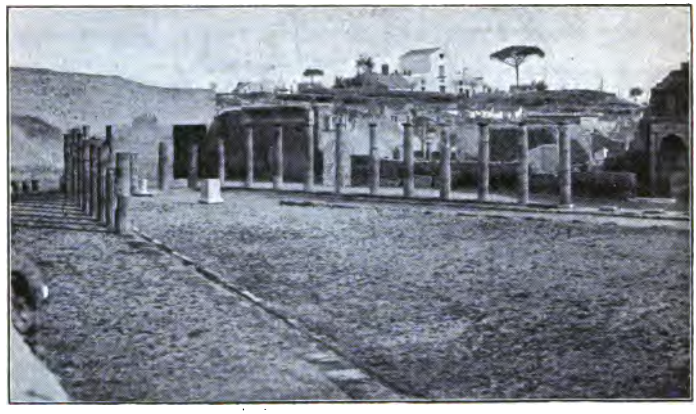


Abb. 20. Blick auf das dreieckige Forum von Süd.
Nach: Aus dem klassischen Süden.

durch die Stadtmauer begrenzt, hier zugleich Futtermauer für den Lavafels und Stützmauer für das Planum des Platzes und damit auch für die auf ihm errichteten Gebäude, in erster Linie für den alten Tempel. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dies Mauerstück, gleichzeitig praktischem und fortifikatorischem Zweck dienend, wesentlich älter ist, als die große Stadtmauer, welche sich um den späteren Gesamtumfang der Stadt zieht. Erst als diese Mauer um die ganze Stadt errichtet war, wird man an die nunmehr mögliche Entfestigung der Akropolis gedacht haben. Auch ihr Plateau wandelte man um in einen Luxusplatz, indem man ihm den Schmuck umlaufender Säulenhallen verlieh, ähnlich denjenigen um das Forum; man tat das auch wohl ungefähr um den Anfang des zweiten Jahrhunderts; eine Wandelbahn im Freien erleichterte das Flanieren auf diesem namentlich in den Nachmittags- und Abendstunden durch seinen köstlichen Blick auf Meer und Sorrentiner Halbinsel und seine dem erfrischenden Seewind ausgesetzte Lage so anziehenden Platz. (Abb. 20.) In älterer Zeit sorgte ein mit zierlichem Rundbau überdeckter Ziehbrunnen, in späterer, nach Eröffnung der städtischen Wasserleitung, ein Laufbrunnen für den frischen Trunk, eine nach dem Meer geöffnete halbrunde Sitzbank mit hohem Windschutz an der Rückseite und vorsorglich angebrachter Sonnenuhr mochte diejenigen auf sich vereinigen, welche das

Abb. 21. Blick auf die Burghöhe von SW. Im Hintergrund die Theaterwand. Nach: Aus dem klassischen Süden.

Privileg des Otium cum dignitate hatten. (Abb. 21.) Die in alter Zeit aus Sicherheitsgründen ganz schmal gehaltene Eingangsseite nach der Stadt erhielt den Schmuck einer zierlichen Säulenvorhalle und ebenfalls einen Laufbrunnen. Ein ehrwürdiger Riese alter Zeit, in seinen Formen von der Gegenwart ebenso unverstanden, wie eine romanische Kirche in der Barockzeit, erhob sich zwischen all dieser modischen Eleganz der alte dorische Stadttempel, bis, vermutlich noch im zweiten oder ersten Jahrhundert v. Chr., wahrscheinlich ein Erdbeben ihn und gleichzeitig ein beträchtliches Stück der Stützmauer umwarf; ihn in den alten Formen wieder aufzurichten, dazu fehlte dieser leichtlebigen Zeit Energie und Sinn. Ein kleines in die alte Cella eingebautes Kapellchen sorgte für Fortsetzung des Kultus. (Abb. 22.) Vom Platz aus wurden noch zwei bequeme Treppenwege angelegt, der eine zum Hafentor hin, der andere direkt hinab in die Niederung östlich zwischen der Burghöhe und der „Stabianer" Straße; diese Niederung hatte, solange die Burg eben Burg war, aller Wahrscheinlichkeit nach von Bebauung frei bleiben müssen, war sie doch das Festungsglacis an der Hauptzugangsseite von See und Fluß her. Erst als die Sicherheit der ganzen Stadt durch die neue Mauer gewährleistet war, durfte man an Bebauung dieses Streifens denken. Ihn zur Verfügung zu haben, konnte die Stadt froh sein; denn so ergab sich ihr die Möglichkeit, für Unterbringung einer bedeutenden Gruppe von Neuanlagen den

notwendigen und sehr bequem gelegenen Raum zu gewinnen. Auch diese Neuanlagen entsprachen lauter Bedürfnissen, die erst durch die intensiver gewordene Berührung mit dem Hellenismus

Abb. 22. Blick auf die Burghöhe von Süd. Nach Weichardt.

des Ostens, auch durch das infolge der römischen Eroberung eingetretene Zusammenwachsen Kampaniens mit Großgriechenland sich gebieterisch geltend zu machen begannen. Ein 5000 Sitzplätze fassendes Theater für Schauspiel erstand hier

ganz in den Formen des damals in den östlichen griechischen Ländern üblichen griechischen Theaters, wahrscheinlich schon ganz zu Anfang des zweiten Jahrhunderts: denn bereits mehrere Male war es umgebaut, ehe die römische Zeit ihm die letzte Gestalt verlieh, in der wir es wiedergefunden haben. Für Bühnengebäude und Hof konnte reichlicher Raum vorgesehen werden und außerdem als prächtiges Foyer hinter diesen Anlagen ein außerordentlich großer viereckiger Hof, von Säulengängen umgeben, in der Mitte vermutlich gärtnerisch hergerichtet, eine Modeanlage, wie damals die Residenzen des Ostens sie überall erstrebten. Eine spätere durch römischen Geschmack verrohte Zeit, der für die hohe Poesie des griechischen Dramas der Sinn verloren ging, veränderte den schönen Raum durch entsprechende Umbauten und gab ihn her, um herumwandernde Gladiatorenbanden darin unterzubringen. (Abb. 23.)

Neben dies Theater setzte die beginnende römische Zeit bald nach dem Bundesgenossenkrieg ein kleineres Theater für 1500 Zuschauer; war das erste wie alle großen griechischen Theater offen, so erhielt dies kleinere Theater ein Holzdach, wohl um für musikalische Aufführungen zu dienen, oder solche szenische Darbietungen, die wie der Mimus musikalische Mitwirkung in erhöhterem Maße verlangten, als das Drama. Genau so lagen z. B. in Neapel und Catania ein offnes und ein bedecktes kleineres Theater nebeneinander.

Hinter dem Zuschauerrund des großen Theaters blieb noch etwas verfügbarer Raum übrig; auch dieser wurde ausgenutzt. Musische und gymnische Wettspiele waren ein Lebenselement des griechischen Volkes und hatten wesentlich dazu beigetragen, es auf seine einzigartige Höhe zu heben; auch nach Verlust der eigenen politischen Freiheit hielt das äußerlich zum Herrn des Ostens gewordene Griechenvolk an diesen starken Erziehungsmitteln fest, um sich mit ihrer Hilfe von der Gefahr des Aufgehens in das Barbarentum frei zu halten. Die Schaubühne war wirklich, was Schiller gern aus ihr hätte auch für uns machen wollen, die vornehmste Erziehungs- und Bildungsstätte für das Volk. Und gleichwertig daneben her ging die gymnische Ausbildung durch die Ringschule, die Palästra. Es ist wohl merkwürdig, daß auch das ungriechische damals noch rein oskische Pompeji sich in ebenjenem zweiten Jahrhundert eine Palästra

nach griechischem Muster erbaut hat: so weit ist Rom, unsers Wissens wenigstens, nie gegangen in der Hellenisierung.

Abb. 28. Theater und Theaterhof. Rechts Treppe der Burg. Nach: Aus dem klassischen Süden.

Die Palästra Pompejis ist ein bescheidener rechteckiger Hof, an allen vier Seiten von Tuffsäulen umgeben; ein paar

kleine Nebengemächer sorgten für die notwendigsten Bedürfnisse; an der dem Eintretenden gegenüberliegenden Seite erhob sich im Hof vor der Säulenhalle ein niedriger Altar, dahinter ein erhöhtes Postament, auf dem vermutlich der griechische Gott der Palästra seinen Platz hatte, Hermes, dem man auf dem Altar davor genau so opferte, wie wohl im wirklichen Hellas, zu dem der glückliche Sieger von hinten auf einem kleinen Treppchen hinaufsteigen konnte, um ihm als Dankeszeichen den Kranz aufs Haupt zu setzen. Und im selben Hof, an derselben Seite etwas weiter nach Westen stand eine vortreffliche Marmorkopie vom Doryphoros des Polyklet, jener als korrekte und dabei doch in großem Stil gehaltene Wiedergabe eines durch die palästrische Übung zu höchster allseitiger Ausbildung gelangten Jünglings vom ganzen Altertum hochgehaltenen Meisterstatue. Daß diese Statue in der Palästra Pompejis für die oskische Jugend als Vorbild aufgestellt wurde, und das in der damals doch noch ziemlich kleinen kampanischen Landstadt, spricht wohl deutlicher als irgendein anderes Zeugnis für die Bedeutung und Stärke des nach dem zweiten Punischen Kriege über Italien hereinbrausenden Hellenismus. Man versteht, daß es in Rom Reaktionäre geben konnte, die sich vor diesem Strom fürchten konnten, daß man sich dort in derselben Zeit mit aller Kraft bemühte, das eigentlich römische Wesen in seiner Eigenheit derartig zu stärken und auszubilden, daß es den neuen Strom in sich aufnehmen konnte, ohne daran national zugrunde zu gehen. Ist es doch auch sehr bezeichnend, daß Rom erst durch Agrippa seine ersten Thermen (von Dio noch „Gymnasion" genannt) erhielt — der Reinlichkeit dienende kleinere Badeanstalten gab es schon lange —, während im zweiten Jahrhundert v. Chr. Pompeji seine ersten „Thermen" baute, d. h. eine wahrscheinlich damals noch recht einfache Bäderanlage, bei der fast wesentlicher noch als das Wasser die gymnastische Bewegung in freier Luft war im großen sonnendurchstrahlten Hof; eine noch ganz griechisch gedachte Anlage, denn schon die älteren griechischen Ring- und Spielplätze waren mit Vorrichtungen zum Abspülen und Baden, freilich nur mit kaltem Wasser, versehen. Warme Bäder dienten wesentlich dem Reinigungszweck. Die Medizin der hellenistischen Zeit baute die hygienische Bedeutung der warmen Bäder — später verhängnisvoll überschätzt — aus, und so begann Pompeji lange vor Rom, mit

Abb. 24. Tempel der Isis. Nach: Aus dem klassischen Süden.

der Einführung, zunächst wie gesagt in bescheidener Form. Gerade an den ältesten der Bäder Pompejis, den sogenannten Stabianer Thermen, unweit der ebenbesprochenen Palästra, läßt sich die allmähliche Vervollkommnung, das immer stärkere Eindringen der Thermalbehandlung und ihrer verschiedenen Abstufungen, besonders gut studieren: schon in für damals fertiger Form, die bereits begann, die ursprüngliche Körperübung in freier Luft als etwas mehr Unwesentliches, die Bäder als die Hauptsache anzusehen, entstanden bald nach 80 v. Chr. die Forumsthermen, während ein unvollendeter großer Thermenbau noch weitere Vervollkommnungen der Thermalbehandlung verrät. Diese Stufen hier im einzelnen darzulegen, würde zu weit führen. Als relativ frühe und recht gut erhaltene Vertreter von noch bescheidenen Bauformen, die bekanntlich schon von den Flaviern an in Rom und anderswo im öffentlichen Leben und Bauwesen mächtig in den Vordergrund treten, verdienen Pompejis Thermenanlagen die größte Beachtung.

Die griechische Sprache, Bildung, Poesie und Kunst hatte auch der griechischen Religion im nichtgriechischen Italien Ein-

gang verschafft. Schon lange hatte dieser Einzug der Götter Griechenlands gedauert und schon seit lange hatte die Religion sowohl der italischen Stämme, wie der stammfremden Etrusker mit ihnen paktiert; die vielfach recht schattenhaften einheimischen Götter freuten sich, durch ihre mehr oder minder willkürliche Angleichung an die griechischen Götter Anteil zu erhalten an der Plastik, welche ihre Körper, an der Poesie, welche ihr Wesen umgab und heiligte. Daß Italien keine originale und dichterisch festgelegte Götter- und Heroengeschichte hatte, machte Tor und Tür auf für die griechischen Götter und ebnete hierdurch besonders eindringlich dem Hellenismus die Wege; mit dem Hellenismus zogen aber auch andere Götter ein, die, seit der Orient griechisch geworden war, zum Teil schon früher, im griechischen Olymp Einlaß erbeten und erhalten hatten. (Abb. 24.) Und eine solche Gottheit hat neben Dionysos und Hermes in der Theaterniederung auch noch Aufnahme gefunden, die ägyptische Isis, in Athen z. B. schon im fünften Jahrhundert verehrt. Auf eine Schilderung des ganzen eigenartigen griechisch-ägyptischen Durcheinander, für die Formen des italischen Hellenismus ganz besonders bezeichnend, wie gerade dieser Tempel es uns vor Augen stellt, will ich mich hier nicht einlassen. Welch eine Macht, namentlich über die Frauen das Fremdartig-Mystische dieses Kultus ausgeübt hat, erzählen uns die römischen Dichter zur Genüge; die reichen im Neapler Museum jetzt zusammenhängend aufgestellten Funde sowie einige interessante Wandgemälde aus Herkulaneum gewähren einen sehr ausgiebigen Einblick in die Formen dieses Kultus. (Abb. 25.) Als der Tempel durch das Erdbeben von 63 Schaden erlitten hatte, wurde er wiederhergestellt auf Kosten eines sechsjährigen Knaben; diesem wurde in Anerkennung die Würde eines Stadtrats von Pompeji verliehen, ohne daß er dafür noch etwas Besonderes zu bezahlen brauchte, auch das ein kleines Kulturbild aus der Zeit Neros!

Im selben Viertel fand noch ein kleines Heiligtum Aufnahme, das sich nach der Hafenstraße öffnet und einem griechischen Lehngott, dem Zeus Meilichios, geweiht war; der Beiname, ähnlich wie der auch gerade im Schifferleben häufige „Soter", bezeichnet den Gott als den Gnade und Hilfe bringenden: ihm mochte der Schiffer nahen, ehe er hinab zu seinem Schiff ging, oder wenn er von gefahrvoller Reise heimkam;

auch im Welthafen des Piräus wurde er verehrt, ihm anspruchslose Votivreliefs aufgestellt. Eine im Hafentor aufgestellt gewesene oskische Inschrift nennt ihn uns bereits: also haben wir auch hier einen spätestens im zweiten Jahrhundert durch den Seeverkehr nach griechischen Ländern eingeführten Gott.

Abb. 25. Szene aus dem Isiskultus. Vorzeigung des Bilwassers. Wandgemälde aus Herkulaneum.

V. Das italische und griechische Privathaus, und die Verbindung beider im pompejanischen Hause.

Wir haben gesehen, wie die beiden wichtigsten öffentlichen Komplexe Pompejis unter dem Einfluß der hellenistischen Bildung und Lebensgewohnheiten tiefgreifende Veränderungen erfuhren und in diejenige Gestalt übergeführt wurden, mit der in allem Wesentlichen noch die Kaiserzeit zufrieden war. Es ist von vornherein vorauszusetzen, daß auch die Formen des

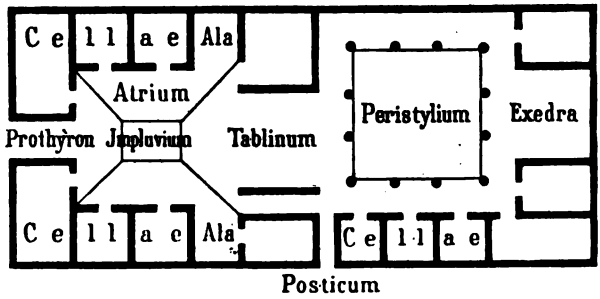


Abb. 26. Grundriß des pompejanischen Normalhauses. Nach Mau, Führer.

privaten Lebens sich denjenigen der höher entwickelten Kulturländer des Ostens allmählich anpaßten, manches von dort übernahmen, und in der Gestaltung des Wohnhauses solche Beeinflussung zum Ausdruck kam. Aber wie z. B. das Erbrecht jeder Veränderung zäheren Widerstand entgegenzusetzen pflegt, als das öffentliche Recht, so hält auch das Privatleben am Althergebrachten treuer fest, als das öffentliche Leben der Städte. So sind denn die mannigfachen Kompromisse, welche altitalisches Wesen und griechische Art in den Häusern Pompejis miteinander schließen, höchst interessant zu beobachten. (Abb. 26.)

Das altitalische Haus besteht noch im dritten Jahrhundert aus einem Hauptraum, dem Atrium, dessen mit einer ursprünglich

kleineren, später auch größer werdenden Licht- und Rauchöffnung versehenes Holzdach auf großen Querbalken frei ruht und in seiner normalen Gestalt nach der Lichtöffnung abfällt und so das Regenwasser in das inmitten des Atriums befindliche Aufnahmebecken leitet, von wo es wieder seinen Weg, wenigstens in vielen Fällen, in die Zisterne unter dem Hause finden mochte; in späterer Zeit, seit auch wohl nach griechischem Vorbild die große Druckwasserleitung vom Apennin her dasselbe Wasser brachte, das heute Neapel speist, trat die Bedeutung der Wassersammlung natürlich zurück, wenigstens für Pompeji. Um die teuren großen Querbalken zu sparen, setzte man in einzelnen Fällen wohl rings um das Wasserbecken vier Stützen unter die Vierungen der Balken; doch wird auf solche Weise das Atrium noch kein Säulenhof. Nur ganz vereinzelt, als ein Versuch, auch das Atrium zu hellenisieren, wird eine förmliche Säulenfolge rings um das Wasserbecken gestellt; doch hat man, scheint's, diese Lösung als eine hybride empfunden. Um das Atrium wurden niedrigere Gemächer angeordnet, mit Dachabfall nach außen; sie werden gelegentlich in jüngerer Zeit vereinzelt — nur sehr selten durchweg — mit Obergeschoßzimmern überbaut. Das Hauptgemach ist dem Eingang in das Atrium gerade gegenüber angeordnet; es heißt Tablinum, wahrscheinlich weil es im Gegensatz zum Atrium einen Holzfußboden erhielt (wohlverstanden im alten Bauernhaus, dem Vorbild des ganz mit schönem Marmorfußboden, Mosaik oder Terrazzo eingerichteten Stadthauses, wie es uns in Pompeji allein vor Augen steht); diente es doch dem Herrn und der Frau des Hauses zum Schlafzimmer, gerade wie das gleiche Zimmer an gleichem Platz in unserm niedersächsischen Bauernhaus, das überhaupt in vielfacher Hinsicht lehrreiche Vergleichspunkte in Menge bietet. Dies Schlafzimmer öffnete sich weit nach dem Atrium, die Kontrolle über dasselbe ermöglichend, während die andere Seite Licht und Luft vom Gemüsegarten hinter dem Hause erhielt. (Abb. 27.) Nach einer kürzlich von einem italienischen Gelehrten aufgestellten Ansicht wäre das Tablinum überhaupt der Ausgangspunkt des Hauses, dem griechischen Megaron vergleichbar, das eigentliche Haus, während das Atrium dem griechischen Hof — der niederdeutschen Diele — entsprochen hätte. Im Atrium stand in alter Zeit der Herd und entwickelte jenen Rauch, nach dessen schwärzender Wirkung der ganze Raum genannt worden

Abb. 27. Altpompejanisches Haus ohne Peristyl. Nach Mau, Pompeji.

ist. Dort spann die Hausfrau mit ihren Töchtern und Mägden, dort trieb der Mann seine Hantierung, empfing seine Besucher usw. Dies ist das alte italische Haus, dessen städtische Formen ihre Entstehung aus dem Bauernhaus noch ebenso deutlich verraten, wie unser mittelalterliches Stadthaus. Pompeji hat noch eine ganze Reihe solcher Häuser, die auch schon durch ihre einfache Bauart aus Quadern von Sarnokalkstein ihre Altertümlichkeit zur Schau tragen. Weit über das dritte Jahrhundert hinauf sind wir aber durch nichts genötigt, diese mit unverhältnismäßigem Aufwand von Kraftmitteln errichteten Häuser zu setzen; sie gehören augenscheinlich noch in die Zeit des beginnenden Steinbaues. Die voraufgegangene Periode wird ähnlich wie in Rom oder in Griechenland mit einfacheren Materialien,

Luftziegeln, Holz, Stroh, Fachwerkbau jeder Art, hier und da mit etwas Bruchstein gebaut haben, und nur ganz vereinzelt mag eine Kunstform wie jene alte Säule dazwischen geraten sein.

In Griechenland beginnt das vierte Jahrhundert, die mehr luxuriösen Bauformen an Stelle der alten Einfachheit, welche nur den Göttern schöne hochragende Marmortempel errichtete, aber das Privathaus ganz einfach hielt, zu setzen; die Zeit, welche Alexanders Siegeszug einleitete, fuhr in dieser Bewegung fort. Der seit den glanzvollen Tagen der „mykenischen" Herrenburgen aus dem Privathaus mehr oder minder verschwundene, so festlich wirkende Säulenhof wurde der wesentliche Bestandteil des Hauses; wie in Italien von der Straße durch einen kurzen Hausgang ins Atrium, so trat man im hellenistischen Hause in das weite lichte Peristyl, den alten offenen Hof, der im älteren griechischen Hause, namentlich wieder dem Bauernhause, der Wurzel aller Hausformen, den Besucher aufnahm, bevor er in die Vorhalle des Hauses und dann in das Innere selbst eintrat. Auf den Hof öffnete sich schon im homerischen Hause das Hauptgemach, das homerische Megaron, später auch einfach Oikos genannt, ein meist rechteckiger Raum, dessen Mitte in jenen alten Zeiten die Feuerungsstelle aufnahm und dem eine Vorhalle vorgelegt war, welche Schatten und Regenschutz spendete; zwei Säulen ursprünglich aus Holz, unterstützten den langen Balken, der die Endigungen der über den Hauptraum vorspringenden Seitenwände (Anten) verband. Dies war die einfache und verständige Grundform des griechischen Hauses gleichermaßen für Menschen wie für Götter, seit die Götter wie Menschen aussahen und wohnten. Wo es irgend ging, nach Süden geöffnet, erhielt dieser Hauptraum auch des späteren Hauses vom geräumigen lichten Hof Luft, Licht und Wärme. Und dieselbe Wohltat empfingen die je nach Bedürfnis, Raum und Vermögen um die andern Seiten des Hofes angeordneten Nebenräume. Der Hof selbst, bald kleiner, bald größer, war durchaus nicht immer an allen Seiten von Säulenstellungen umgeben; manche Höfe zeigten gar keine anderen Säulen, als die beiden der Vorhalle des Oikos, andere hatten eine Säulenreihe nur an der Eingangsseite, noch andere führten solche ringsherum usw. Auch nach Gegenden scheinen hier Verschiedenheiten sich festgesetzt zu haben; so hat z. B. die für hellenistisches Städtewesen so außerordentlich lehrreiche Aufdeckung der gegen Ende des

vierten Jahrhunderts neugegründeten Stadt Priene uns gezeigt, daß dort die älteste Form des Hauses: nicht sehr großer Hof, nur ausnahmsweise mit Säulen umstellt, vor Oikos mit Vorhalle nach dem Schema des Antentempels, in den ersten Jahrhunderten der Stadt noch das durchaus Übliche gewesen ist, während anderswo der säulenumstellte Hof, um den die Wohnräume ziemlich gleichmäßig nach Bedeutung und Größe verteilt sind, früher zu allgemeiner Geltung gelangt zu sein scheint. Gut erhaltene Privathäuser auf Delos aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr., allerdings damals einer im Mittelpunkt des Weltverkehrs stehenden blühenden Handelsstadt, zeigen uns das Schema des Peristylhauses in konsequenter Weise durchgeführt. Diese im zweiten Jahrhundert moderne Gestalt des griechischen Hauses wurde das hellenistische Vorbild auch für den Westen. Man erkannte dort sehr wohl die praktischen und ästhetischen Vorzüge dieser Wohnungsform und sah in ihr die äußere Hülle, in der allein die höher gespannten Formen geistig und künstlerisch veredelten Lebens eine würdige Heimstätte finden konnten.

Andererseits waren und blieben aber die Menschen, trotz aller nivellierenden Wirkung des Kulturausgleichs, hüben und drüben verschiedene Menschen. Bringen doch noch heute Wohnung und Wohnart der einzelnen Völker ganz besonders klar die Verschiedenheit ihres Wesens und Charakters zum Ausdruck. Der Grieche fühlte sich von früh an trotz aller Verschiedenheiten, wie sie Geburt und Vermögen bedingen mochten, als gleichberechtigtes Glied eines politischen Gemeinwesens, das gewohnt war, seine Angelegenheiten gemeinsam und öffentlich zu erledigen. Der Markt, die Straße, die weite freie Öffentlichkeit waren für ihn Lebenselement, das Haus diente im wesentlichen nur der Unterkunft: mit wie bescheidenen Größenverhältnissen man da mitunter zufrieden war, zeigen uns in geradezu überraschender Weise die Abmessungen mancher Häuser der griechischen Kleinstadt Thera, deren Kenntnis wir Hiller v. Gärtringens Opferwilligkeit und Tatkraft verdanken. Auch die Forderung, daß für die Frau und ihre Tätigkeit eigene und besonders abgeschlossene Teile des Hauses vorbehalten sein sollten, scheint nur in den Herrenhäusern der mykenischen Zeit — und da doch gewiß als Kennzeichen nicht bodenständiger, sondern aus den höher und anders kultivierten Ländern des

Ostens übertragener Herrensitte — ihren Ausdruck gefunden zu haben, und dann erst wieder in einer Zeit und unter sozialen Verhältnissen, die einer Übertragung orientalischer Sitte besonders günstig waren. Die griechische Frau besserer Stände bewegte sich freilich außer dem Hause nicht mehr als nötig und mied lärmende Männergesellschaft, aber im Hause war sie die gleichberechtigte Herrin und teilte durchaus die Wohnung des Mannes, wenn sie auch da, wo der Platz es erlaubte, aus praktischen Gründen ihren Hauptaufenthalt in etwas mehr abgesonderten Teilen des Hauses, z. B. im Obergeschoß hatte: das ist ja doch auch bei uns nicht anders. Im griechischen Hause gab es also keine prinzipielle Trennung zwischen solchen Teilen, die etwa ausschließlich der Familie reserviert gewesen und solchen, die wesentlich nur dem geschäftlichen Verkehr offen gestanden wären. Freilich brachte die oben gestreifte Naturanlage des Volkes es auch mit sich, daß, wer in öffentlichen oder privaten Interessen einen Mitbürger zu sprechen wünschte, das in sehr vielen Fällen in der Öffentlichkeit an drittem Orte tun konnte: das Bedürfnis der Rede, jedem Griechen eingeboren, nennen wir es meinetwegen auch des Schwatzens, führte gewiß selbst den beschäftigten Mann zu bestimmter Stunde des Tages auf den Markt oder wohin man sonst ging, um solche Gelegenheit ihn zu finden. Suchte aber ein Grieche den andern in seinem Hause auf, so kannte eben der eine den andern infolge dieser Gewohnheit des steten persönlichen Gedankenaustausches und Verkehrs in der Öffentlichkeit so gut, stand ein jeder dem andern sozial so wenig fern, daß das Haus sich einem jedem gerne öffnete. Wer in den Säulenhof des griechischen Hauses eintrat, befand sich sogleich auch inmitten der Familie.

Gegenüber den griechischen Demokratien hat die römische Republik ein scharf betontes aristokratisches Gepräge; die Klassen scheiden sich nicht bloß in Rom stark voneinander. Und wo solche Klassenscheidung herrscht, pflegt die Eifersucht der Klassen gegeneinander einen gewissen trotzigen Stolz nicht nur des Höhergegen den Tieferstehenden, sondern gerade und ganz besonders umgekehrt hervorzurufen und zu nähren: die Geschichte unserer Reichsstädte liefert für diese Erscheinung lange Reihen von Belegen. So war es in England, als sich das Wort prägte: „My house is my castle“. Und so war es im alten Rom so

gut wie wohl überall da, wo „Italiker" wohnten. Solches Selbstbewußtsein bringt ein gewisses Abschließungsbedürfnis mit sich und das äußert sich zunächst und besonders deutlich im Wohnungswesen. Natürlich erst in den mehr komplizierten Verhältnissen, wie höher gestiegene Kultur sie mit sich bringt. So wie die Griechen es taten, jeden Besucher gleich im Kreise der Familie begrüßen, das entsprach ebensowenig altitalischer Art, wie noch heute nicht derjenigen des romanischen Südländers, während der heutige Grieche in diesem Punkte, trotzdem er durch Byzanz und greuliche Türkenwirtschaft hindurchgegangen ist, an der altgriechischen Tradition festhält.

Sehr interessant ist es nun, wie der Pompejaner es fertig brachte, an seiner alten Art zu halten und doch die Vorteile des griechischen Hauses sich zu eigen zu machen. Er verknüpfte in ebenso origineller wie einfacher Art das alte italische Haus mit dem griechischen, indem er beide aneinander schob und das Peristylhaus benutzte, um jenes ihm innewohnende Bedürfnis nach einer gewissen Abschließung zu befriedigen und der Familie ihr intimstes Recht zu wahren. In dem ausgegrabenen Pompeji der Kaiserzeit sind es nur noch Häuser ganz kleiner Leute, die an dem alten Atrium sich genügen ließen. Ganz bescheidene Häuser und einige, die sich noch wie Reste aus alter Zeit erhalten haben, geben uns allein noch ein Bild vom alten Haus des dritten und früherer Jahrhunderte. Alle übrigen Häuser bemühen sich, selbst auf ganz beschränktem Raume, wenn nicht mehr zur Verfügung stand, die Zweiteilung des Hauses in der Weise durchzuführen, daß der von der Straße zunächst zugängliche Teil das alte Atrium darstellt, an der Rückseite in gewohnter Weise durch das Tablinum abgeschlossen, welches nach hinten einen Durchblick gewährt, aber nicht mehr wie in alten Zeiten des Bauernhauses in den Gemüsegarten, sondern in den Säulenhof des griechischen Hauses (Abb. 28), der sich auf der Stelle des alten Gartens erhebt, fast durchweg auch noch gärtnerische Anlagen umschließt — hierin wirkt die Tradition noch nach —, oder, bei so kleinen Häusern, daß von wirklicher Gartenanlage nicht mehr die Rede sein kann, wenigstens auf der ihn abschließenden Rückwand gemalte Ausblicke ins Grüne, sei es Garten, sei es Bebute, zeigt. „Klein, aber mein" ist das Wort, welches am besten den Geist bezeichnen würde, in dem der Mittelstand durchweg

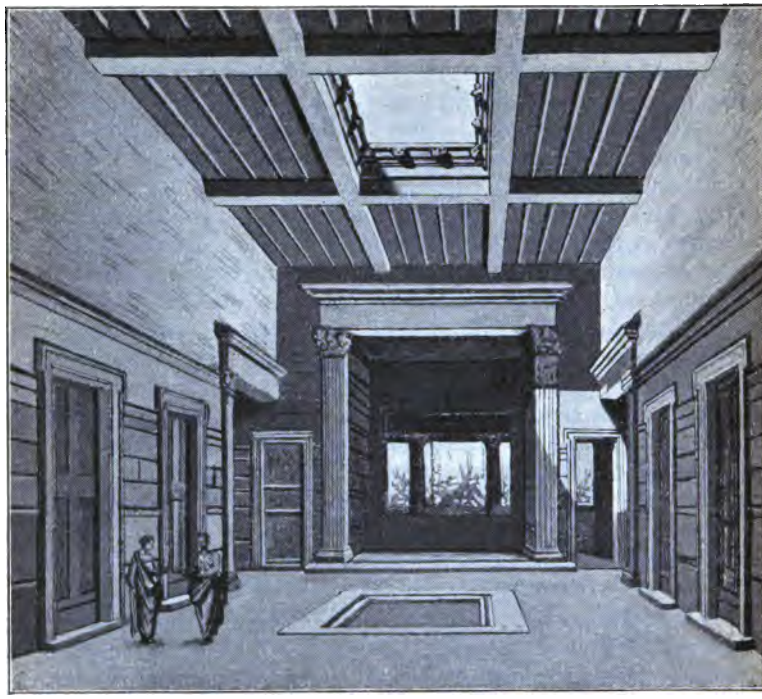


Abb. 28. Blick in das Atrium eines pompejanischen Hauses. Wandschmuck ersten Stils. Nach Mau, Pompeji

dies sein Heim eingerichtet hat. In häufig fast rührender Weise zeigt sich das Bestreben, die kleinen Räume für den Blick auszuweiten, den Nachteil des nach außen abgeschlossenen und dadurch leicht beengend wirkenden Innenhauses durch kunstvoll herbeigeführte Selbsttäuschung nach Tunlichkeit abzumildern. Die Betrachtung der Wanddekoration wird uns noch eingehender auf diese wiederum echt im Geiste des Hellenismus begründeten Bemühungen zurückführen. Auf das Peristyl öffnen sich solche Räume, die zum Aufenthalt der Familie während des Tages bestimmt sind. Während der Blick des von der Straße in das Atrium Eintretenden durch das dunklere Atrium und das breitgeöffnete Tablinum in den von ferne festlich

wirkenden, meist wohl mit Grün, Blumen und springenden Wässern geschmückten Säulenhof vordringt, ein Bild, dessen perspektivische Wirkung namentlich in den größeren Häusern der Vornehmen wir uns schwerlich malerisch genug vorzustellen in der Lage sind, sind jene an das Peristyl anstoßenden Räume ebenso wie die seitlichen Gänge des Hofes dem indiskreten Blick völlig entzogen. Hier ist der Sitz des intimsten Familienlebens, das Daheim des Hausherrn, während bis in das Atrium die Geschäfte des Tages ihre Schatten werfen, dort und in den Nebenräumen die Sklaven und Sklavinnen ihre Arbeiten verrichten. Denn auch zu den Sklaven hatte sich das Verhältnis im Lauf der Zeiten geändert; sie waren nicht mehr in jenem humanen Sinne Glieder der Familie wie früher; langsam wird es anders und erhebt sich jene Scheidewand immer höher, die schließlich zur Aufhebung der Sklaverei, zur sozialen Anschauung des Christentums führen mußte.

Nicht immer sind Atrium und Peristyl hintereinander angeordnet; namentlich in den häufigen Fällen, wo steigender Wohlstand eine Vergrößerung des eigenen Hauses dadurch herbeiführte, daß ein Nachbarhaus angekauft wurde, stehen wohl griechisches und italisches Haus nebeneinander; das Atrium, enger und einfacher, ist das Geschäftshaus, mit dem das luxuriösere Wohnhaus häufig nur durch eine Verbindungstür verknüpft ist. Auch gibt es Häuser mit zwei Atrien, in ähnlicher Weise zusammengewachsen. In solchen Fällen bleibt das bessere Atrium als Durchgangsraum zum griechischen Teil des Hauses dieser seiner früheren Bestimmung vorbehalten, wohl auch dem Empfang besser gestellter Besucher, während das andere Atrium ausschließlich dem Geschäftsverkehr diente. In recht wohlhabenden Häusern befindet sich wohl hinter dem Peristyl noch ein besonderer Garten, den dann mitunter nochmals eine Säulenhalle umschließt, so daß man von einem zweiten Peristyl reden könnte. In solchen Fällen stellt dann die Verbindung zwischen Peristyl und Garten auch wohl eine Wiederholung der Zimmerfolge dar, welche Atrium und Peristyl trennt, so daß man ein zweites Tablinum findet: so in der für die Anordnung der Räume besonders lehrreichen „casa del Fauno“, einer vornehmen Patrizierwohnung des zweiten Jahrhunderts. Derartige Zimmerfluchten mit Höfen an beiden Seiten boten die große Annehmlichkeit, nach Jahreszeit und Witterung die Aufenthaltsräume

wechseln zu können, z. B. die Speisezimmer im Winter nach Süden, im Sommer nach Norden zu legen — sei es in eigene Zimmer oder in die Säulengänge selbst —. Reichlich machte man von solchen Möglichkeiten Gebrauch. Gewiß sind auch hierfür, soweit die Raumverhältnisse der griechischen Häuser es gestatteten, die hellenistischen Lebensformen des Ostens vorbildlich gewesen.

VI. Die Innendekoration.

Mit den Grundrißformen des Hauses übertrugen sich natürlich auch die hellenistischen Schmuckformen. Die Anschauungen, welche diesen zugrunde liegen und die Phasen ihrer Entwicklung liegen uns jetzt wenigstens für die älteren Zeiten klar vor Augen, dank namentlich den französischen Grabungen auf Delos und den deutschen in Kleinasien.

Das fünfte Jahrhundert kannte den Quaderbau mit edlem Material nur für Tempel und ganz hervorragende Profanbauten öffentlichen Charakters. Solche Quaderwände erfreuen uns noch heute in hohem Grade durch die Schönheit ihrer Arbeit, die Schärfe ihrer Fugung an den klassischen Bauwerken, z. B. der Akropolis von Athen. Eine solche Wand ist in der Weise aufgebaut, daß auf ein niedriges Glied eine Reihe von großen auf die hohe Kante gestellten Platten folgt, die sog. Orthostaten; sie setzen eine Form fort, die ursprünglich gefunden war von einer Zeit, die ihre aufgehenden Mauern aus Luftziegeln oder Fachwerk errichtete und hierfür ein breites und hohes Fußglied aus Stein nötig hatte, damit die Bodenfeuchtigkeit das empfindliche Material der Mauer nicht angreifen konnte, auch die Luftziegel bei der beträchtlichen für sie notwendigen Mauerdicke eine breite und der gewaltigen Last gewachsene Unterlage bekamen. Die Macht der Gewohnheit ist in der Baukunst ganz besonders stark aus naheliegenden Gründen. Einmal gewöhnt an eine derartige Gliederung der Wand, wollte das Auge nicht mehr darauf verzichten, auch als sie von keinerlei technischer Notwendigkeit mehr gefordert war. So wurde sie auch auf die Marmorwand übernommen. Die einzelnen Teile solcher Wand, deren ursprünglich verschiedene Funktionen das Stilgefühl auch späterer Zeiten noch empfand, wurden in besseren Bauwerken durch schmale, meistens auch etwas vorspringend gearbeitete Architekturglieder voneinander

getrennt; ein Gesimse gab einen oberen Abschluß, den in einzelnen Fällen ionischer Kunstart entsprechend noch ein Fries derartig verbreiterte, daß der Abstand zwischen eigentlichem Wandabschluß und Decke ganz beträchtlich wurde. Selbst koloristische Gegensätze, durch Anwendung verschiedenfarbigen Materials erzielt, treten uns schon an Akropolisbauten der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts als Mittel entgegen, um jene geschichtlich begründete Verschiedenartigkeit der einzelnen Wandteile augenfällig zu machen. Es ist schon früher gesagt worden, daß um diese Zeit das Privathaus noch von großer Einfachheit war. In Gegenden, wo es kein edles Baumaterial gab, also z. B. in Süditalien und Sizilien oder im Westen Griechenlands, waren auch die Häuser der Götter in bescheidenem Material errichtet und durch Wandstuck oder Tonverkleidungen Schutz gegen die Witterungseinflüsse und ein reicheres Aussehen geschaffen. Ebenso schützte auch das Privathaus seine aus Lehmziegeln, Bruchsteinfachwerk oder einfachem Stein aufgerichteten Wände, auch dort, wo Marmor den öffentlichen Bauzwecken diente. Stuckwände waren es, auf die Polygnot und seine Genossen ihre großen Wandgemälde malten, froh der ungeteilten Flächen, die ihnen in Bauten wie dem Theseion und Hallenbauten von Athen, der Lesche von Delphi für solche Zwecke zur Verfügung standen.

Aber man empfand doch lebhaft die Schönheit einer aus echtem Material errichteten Mauer, ihres durch das Läufer- und Bindersystem abwechslungsreichen Fugenschnitts, ihrer feinen architektonischen Gliederungen und Abschlüsse. Statt einer Fläche ohne Leben und Gestalt hatte man eine lebendige Konstruktion vor sich, keinen nüchternen, nur absperrenden Abschluß, sondern ein emporstrebendes, tragendes, tätiges Bauglied. Das architektonische Empfinden, zu unerhörter Feinheit an den herrlichen Staatsbauten herausgebildet, mußte sich auch denen mitteilen, die das Glück hatten, tagtäglich solche Kunstwerke vor Augen zu sehen; man wurde gedrängt zu dem Wunsche, auch den Wänden des bescheidenen Privathauses etwas zu verleihen von dem Zauber der Lebensfunktion einer in echtem Material strahlenden Mauer.

So kam man dazu, in die Stuckwände des Privathauses imitierte Quaderteilung einzuritzen, die Qualität des Stucks durch äußerst sorgsame Herstellung zu verbessern, ihm durch

Zusätze von Marmorstaub auch etwas vom Marmorglanz zu verleihen, durch Tränken und Übergehen mit heißem Wachs oder anderen Materien solche Illusion zu erhöhen, nebenbei die Poren zu schließen und so die materielle Widerstandsfähigkeit des Bewurfs zu verstärken. Sogar gewisse Unfertigkeiten mancher Marmorwände, so z. B. die in der Mitte des Quaders stehen gelassene Werkschicht, umgeben von dem schon geglätteten Fugenrand, wurden derartig als Vorbild betrachtet, daß sie in Stein und Stuck künstlich nachgebildet wurden, eine bis auf den heutigen Tag weiterzeugende Zierform (Dörpfeld). Nachdem einmal die Gewohnheit sich durchgesetzt hatte, die einfache Abschlußwand auch des Privathauses als einen architektonischen Aufbau zu empfinden, Wandprofile in wirklichem Relief an ihr zur Darstellung zu bringen, war der weitere Schritt nur natürlich, daß auch Antenpfeiler und Säulen nachgebildet wurden, jene tragenden Glieder, deren Verbindung mit der Wand so eng zum Bauempfinden der Monumentalbaukunst gehörte. Stand doch bei manchen kleineren Tempeln die Säule oftmals so dicht vor der Wand, daß sie, namentlich etwas von ferne gesehen, nur wie ein Stück Wandgliederung wirkte, so daß der weitere Schritt, von der Kleinkunst schon oft genug gemacht, sie als Halbsäule eng mit der Wand zu verbinden, völlig selbstverständlich erscheint. Die Gewohnheit, die Säule sich aber vor der Wand freistehend zu denken, in der Wand den entfernteren Hintergrund zu erkennen, führte naturgemäß dazu, solche mit Säulen oder Halbsäulen gezierte Wände perspektivisch zu sehen. Und hier liegt dann die Wurzel für perspektivische Architekturmalerei, wie sie für Bühnenhintergründe schon gegen Ende des fünften Jahrhunderts durch den samischen Maler Agatharchos virtuos praktisch geübt und theoretisch begründet wurde, ein Dekorationssystem, welches für die ganze spätere Ausschmückung des Privathauses von allergrößter Bedeutung geworden ist. Agatharchos hat schon das Haus des Alkibiades vermutlich doch in dieser Weise ausgeschmückt.

Echte originale Marmorwände, Wandnachbildungen auf Reliefs und Sarkophagen (klagende Frauen von Sidon u. a.), dann aber auch, schon im dritten Jahrhundert beginnend, Stuckwände zeigen uns nun die Quaderwand als eigentliche Grundlage jeder Dekoration, die künstlerische Ansprüche erhebt. Ich nannte schon die Wände von Delos und Priene. Diese,

der Mehrzahl nach aus dem zweiten Jahrhundert, beginnen ein Element stärker in den Vordergrund zu schieben, das z. B. an den Wänden der sog. Pinakothek in den Propyläen von Athen nur andeutungsweise zu erscheinen beginnt: ich meine die Farbe, Priene mehr als Delos. Da erhalten die Orthostaten eine andere Farbe, als der Sockel, die Trennungsleiste über den Orthostaten wieder eine andere und die alsdann, immer in der Stucknachbildung, übereinander geschichteten Wandquadern zeigen selbst in ein und derselben Reihe bunt abwechselnde Farben. In einer Höhe, wo noch gerade die Hand des Erwachsenen hinreicht, ist der architektonische Abschluß dieser Quaderwand gegeben durch ein ziemlich weit ausladendes Gesims, dessen unteres Glied ein Zahnschnitt zu sein pflegt; in einzelnen Fällen läuft unter dem Sims noch ein Triglyphenfries hin, dessen Metopenfelder durch Stuckköpfe verziert sind; blaue und rote Farben beleben in der herkömmlichen Weise auch diesen Fries. Ebenso sind vereinzelt Reste von Halbsäulen aus Stuck festgestellt worden, die entweder, klein, nur den Fries gliedern, oder aber an der ganzen Wand heruntergeführt, dieser selbst einen festen Halt geben. Die Vermengung von dorischem und ionischem Gebälk, wozu wohl noch korinthisierende Kapitelle kommen, ist für den Hellenismus bezeichnend, in den alle altgriechischen Sondereigentümlichkeiten zusammengeflossen sind und der das Gefällige jedesmal daher nimmt, wo er es brauchen kann. Dies Gesims selbst diente in Priene nachweislich, um allerlei Requisiten des täglichen Lebens, namentlich aber jene reizvollen, teils in praxitelischem Formenreiz, teils in alexandrinischem Naturalismus und Humor sich äußernden Tonfigürchen aufzustellen, die seit den Zeiten Alexanders der billige und geistvolle Schmuck auch des bescheidenen Privathauses waren, so etwa wie bei uns seit Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts die Porzellanfigürchen. Diese hübsche Sitte hat der Westen nicht übernommen oder wenigstens nur in sehr beschränktem Maße. Auch diese Figürchen und Gruppen leuchteten in fröhlichen Farben herab von der gleichmäßig hellen Wand, die sich vermutlich — denn in Priene haben sich die oberen Wandteile kaum in Spuren erhalten — hinter ihnen über dem Gesims erhoben haben wird.

Diese Farbenfreude, die sich auch der den Quaderbau nachahmenden Hauswand mitteilt, ist zwar an sich eine sehr

berechtigte, gut südländische Reaktion gegen die Freude am bloßen Reiz des Konstruktiven; sie erklärt sich aber auch historisch aus der in Ägypten so erleichterten Anwendung farbiger Marmorarten, die, in den Wüsten Oberägyptens gebrochen, mit leichter Mühe den Nil herunter nach Alexandria gebracht und dort verwendet wurden: in wie umfassender Weise, zeigt jede Grabung, ja schon ein bloßer Spaziergang am Meeresstrande östlich vom heutigen Alexandria, wo der Boden von Meer und Land weithin bedeckt ist von bunten Inkrustationsresten aus den Häusern und Königspalästen der alten Stadt. Nur in Ägypten konnte man sich den Luxus derartig echter Wandverkleidung in so weitgehender Weise erlauben; anderswo mußte man, wenigstens meistens, versuchen, diesen eigenartigen Reiz durch Stuckimitation zu erzielen. Nur öffentliche Bauten zeigten in den hellenistischen Städten Kleinasiens Wände aus echtem Material. Welche Wirkungen man auch mit farbigem Stuck zu erzielen verstand, zeigen uns noch die Wände sowohl Prienes, wie, wenn auch etwas vergröbert, diejenigen Pompejis aus dem zweiten Jahrhundert und bis ziemlich weit in das erste hinein. Daß die Basilika so ausgeschmückt war, ist schon erwähnt. Auch an manchen Privathäusern ist diese Dekorationsweise erhalten, teils unmittelbar, teils unter späteren Übermalungen. Deutlich sehen wir, wie diese uns im griechischen Orient des zweiten Jahrhunderts jetzt schon mehrfach begegnete Kunstweise von dort aus auch den Westen erobert hat, und zwar wahrscheinlich direkt von Ägypten aus.

Sehr merkwürdig ist nun, wie diese ja etwas starr architektonische Art sich um die Zeit, als der römische Staat sich von der republikanischen Form zur Monarchie wandte, und während des ersten Menschenalters der Kaiserherrschaft umwandelte, und zwar in einer Weise, die meines Wissens im europäischen oder kleinasiatischen Griechenland noch nicht durch Ausgrabungen wiedergefunden ist, für die aber gewisse Anzeichen wiederum nach Ägypten weisen. War jene erste künstlerische Dekorationsweise, die uns in Pompeji begegnet, schon ein Kompromiß zwischen Wollen und Können, zwischen dem Wunsch, in Räumen zu leben, die durch den Reiz architektonisch konstruierter Wände und echten, womöglich farbigen Materials wirken wollten und der Unmöglichkeit, anders als durch möglichst korrekte Nachbildung solcher Wände sich zu helfen, so

Abb. 29. Aus einem Zimmer einer Villa bei Boscoreale.

wurde die nunmehr auftretende Art ein Versuch, an Stelle der mühsamen und etwas pedantischen Nachahmung der wirklichen und profilierten Quaderwand eine Übertragung derselben in Malerei zu setzen. Die Wand wurde wieder eine völlig ebene Fläche, auf der die alten architektonischen Gliederungen nur gemalt wiedergegeben wurden. Aber alle Falschheit hat einmal ihr Ende. So auch hier. Man wollte sich vortäuschen, eine wirkliche Quaderwand aus edlem Stoff vor sich zu haben und täuschte schließlich die ganze Wand weg. Über lauter gemalten Gesimsen und Zierleisten kam bald die eigentliche Wand zu kurz und wurde auf so wenig Quaderreihen reduziert, daß man sich am Ende fragen mußte, wo denn die Wand eigentlich geblieben sei. Nachdem die Malerei einmal in so weitgehender Weise von der Wand Besitz ergriffen hatte, wurde sie die Herrscherin und benutzte nur die Architektur, um mit ihrer Hilfe das Wandfeld zu gliedern. Diese mitunter sehr geistvolle Gliederung würde uns in vielfacher Hinsicht unverständlich bleiben, war es auch, bis Mau die Abfolge der Dekorationsstile entdeckt hatte, wenn wir nicht den Ausgangspunkt des ganzen Systems vor Augen hätten. (Abb. 29, 30.) Aus ihm heraus entwickelt sich alles Spätere; bald ist mehr die Freude an architektonischer Konstruktion, bald das rein malerische Empfinden die führende Kraft, bald kann sich der Wandmaler nicht genug

tun in perspektivischer Anordnung verschiedenartigster Architekturteile, leichtester Säulenbauten, ganzer Hausfassaden und Straßenveduten, mit in architektonische Rahmen gespannten Durchblicken in eine romantische Landschaft, belebt von mythologischen Handlungen — so besonders im sog. zweiten Stil (Abb. 31), der bis in den Ausgang der augusteischen Zeit das künstlerische Empfinden beherrscht —, bald äußert sich die Erinnerung an den einstigen Aufbau der Wand nur noch in ihrer allgemeinen linearen Einteilung, welche erkennen läßt, wo einstmals der obere Abschluß der Orthostaten, wo das die Quaderwand krönende Gesims waren; frei teilt sich der Maler seine Wand ein und setzt unbekümmert um alle Ansprüche einstiger architektonischer Illusion seine figürlichen oder ornamentalen Malereien ruhig auf die Wandflächen, da, wo die allgemeine Symmetrie und die farbige Wirkung solchen Schmuck ihm richtig erscheinen lassen. Diesem, dem von Mau als drittem gezählten — malerischen — Stile (Abb. 32), folgt um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. ein abermaliger Rückgriff auf die Architektur. Trotz des Protestes, welchen schon gegen den zweiten Stil pedantische, wenn auch korrekt denkende Architekten erhoben hatten, wird nunmehr die ganze Wand aufgelöst in ein freies architektonisches Spiel voll geistsprühender Phantasie und einer mitunter auch recht kräftigen,

Abb. 30. Aus einem Zimmer einer Villa bei Boscoreale.

Abb. 81. Wandschmuck zweiten Stils. Nach Mau, Wandmalerei.

ja derben Farbenfreude (Abb. 33); sogar die Reliefwirkung erhöhter Stuckornamente wird gelegentlich wieder zu Hilfe genommen. Die malerischen Errungenschaften des dritten Stils sind natürlich nicht verloren gegangen, sind aber nicht mehr im früheren Sinne Selbstzweck, sondern sind nur mittätig, um die Wirkung des großen perspektivischen und farbigen Gaukelspiels

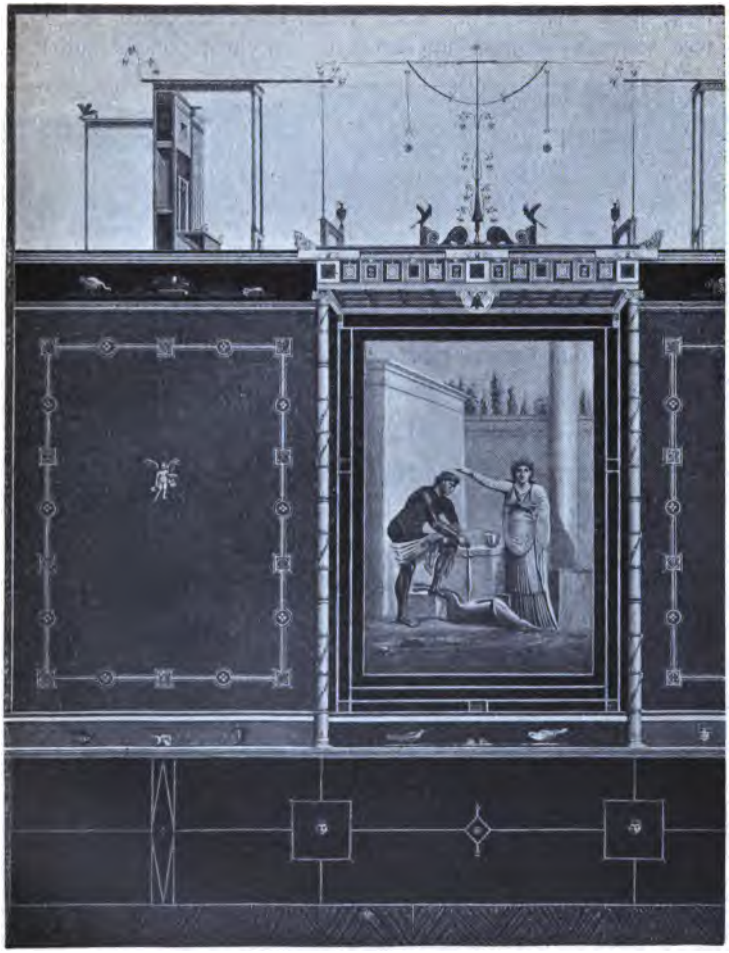


Abb. 82. Wandſchmuck dritten Stils. Nach Mau, Wandmalerei.

zu erhöhen. In Pompeji ſind bei weitem die meiſten Wände in dieſer von der diskreten Feinheit früherer Dekoration oftmals recht weit entfernten, aber immer ſehr intereſſanten Art geſchmückt, natürlicherweiſe, weil es die Moderichtung der letzten

Generation Pompejis war und überdies das Erdbeben von 63 sehr viele Wiederherstellungsarbeiten notwendig gemacht hatten,

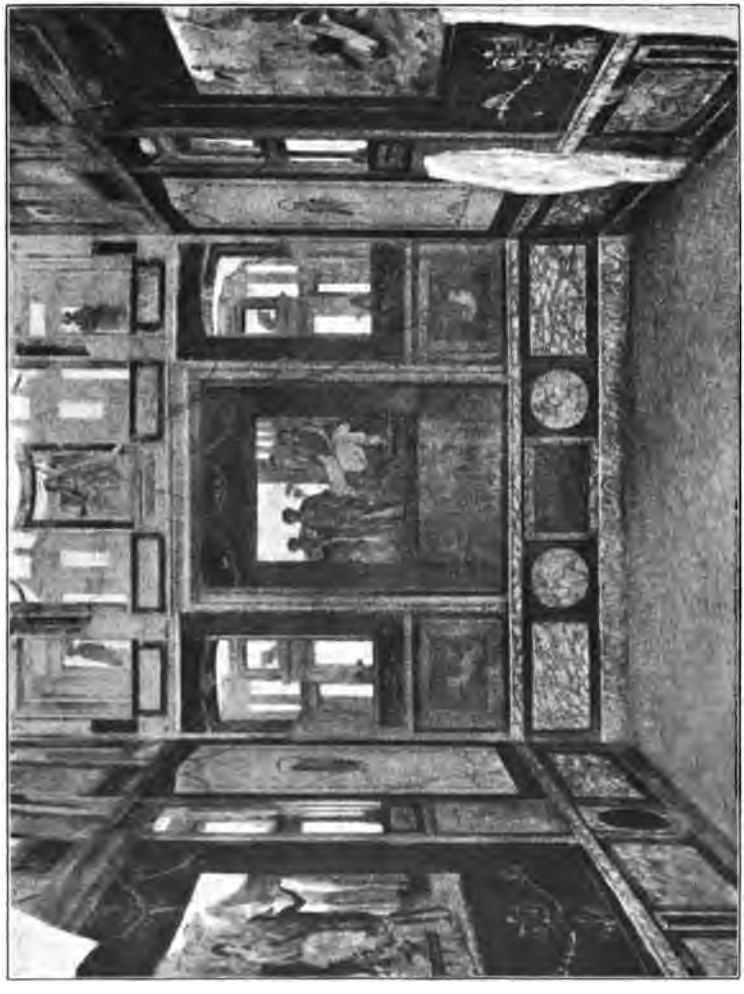


Abb. 33. Speisezimmer im Hause der Vettier. Nach Mau, Pompeji.

die begreiflicherweise alle in dieser Weise ausgeführt wurden. Bis tief in das zweite Jahrhundert n. Chr. blieb dieser, von

der Groteskenmalerei der römischen Renaissance mit Begeisterung wieder aufgenommene Stil in Übung, wie uns erhaltene Reste aus anderen Teilen der westmittelländischen Welt bezeugen.

Die Maler, welche in Pompeji durch drei Jahrhunderte hindurch die Wände mit so buntem, heiterem Spiel überzogen, eine derartige Fülle von Freude Glanz und Poesie über die Wände mit kunstgewandter Hand ausgossen, daß unser Tapetenzeitalter wahrlich keinen Anlaß hat, auf solche Kunstwelt in einer mittelgroßen italischen Landstadt herabzusehen, sind natürlich wohl zum größten Teile dort einheimische Stubenmaler gewesen. Aber die Heimat für das alles war der griechische Osten. In der Zeit, als der sogenannte erste Stil in Pompeji einzog, wurde Kleinasien durch des letzten Attalos von Pergamon Testament ein Teil des römischen Staats. Hohe und niedere römische Beamte mußten in jenem Lande vielfach und lange Aufenthalt nehmen, römische Ritter und Kaufleute wurden durch geschäftliche Tätigkeit immer mehr dorthin geführt, schon zwei Generationen vorher war Syrakus, die reichste Stadt des Westens und durch tausend Fäden besonders mit Alexandria verbunden, römische Stadt geworden; da ist es nur natürlich, daß mit den anmutigen Formen des griechischen Hauses auch griechische Künstler ihren Weg fanden in die Metropolen des Westens, nach Rom, Kapua, Puteoli usw. Und bei solchen Leuten lernten dann gewiß die kunstfertigen, an griechischen Formen und Gedanken schon seit Jahrhunderten herangebildeten eingeborenen Kampanier das modische Bemalen der Hauswände, wie sie in Toreutik, Tonplastik und Keramik, ebenso wie in der großen Baukunst schon lange gelehrige Schüler der Griechen gewesen waren. Seit 30 v. Chr. war der Herrscher Roms auch Herr in Ägypten. Viel spricht dafür, daß die Weiterbildung der Dekorationsweise hinaus über die im ersten Stil ausgedrückte Nachbildung von Wandverkleidungen mit buntem Marmor ihren Ausgangspunkt von Alexandria genommen habe, jener bedeutendsten Handels- und Kunststadt des Ostens, wo Ägyptisches und Griechisches sich aufs engste miteinander vermählt hatte. Es ist schwerlich zufällig, daß gleich bei Beginn der Wiedergabe landschaftlicher Prospekte im zweiten Stil sich auch eine gewiße Vorliebe verrät für Verwendung von Motiven aus der Deltalandschaft, wenn auch nur an untergeordnetem Platz,

als schmale Friese oder ähnliches, und daß die vielen und für hellenistische Szenerie so charakteristischen, noch viel zu wenig gewürdigten Landschaftsbilder und Architekturprospekte in den Formen der Hallen, Villen, Hafenbauten, Heiligtümer usw. so manchen an das griechische Ägypten erinnernden Nebenklang zeigen. Und immerhin verdient es Beachtung, daß für jene Abwandlungen des Inkrustationsstils, wie sie also seit der zweiten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts in Italien herrschend werden, sich in den alten Heimstätten des Hellenismus in Kleinasien bis jetzt kein Beispiel hat zeigen wollen. Der allgemeine Rückgang jener Gegenden mag eine Erklärung für die merkwürdige Tatsache geben. Weitere Forschung sowohl in Kleinasien wie im hellenistischen Ägypten und Syrien muß uns für Herkunft und Geschichte des zweiten, dritten und vierten Dekorationsstils noch mehr Anhaltspunkte bringen, als wir bis jetzt besitzen. Die jüngst durch Brünnows und v. Domaszewskis groß angelegtes Werk wissenschaftlich bekannt gewordenen Felsfassaden der Wüstenresidenz Petra bieten zum zweiten und vierten Stil die wichtigsten Vergleichspunkte aus wirklicher Architektur. Auch hier vollzog sich vor unsern Augen der Übergang vom Klassizismus zum Barock.

Wie außerordentlich stark in den letzten beiden Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung die ganze Bildung auch Italiens sich mit griechischen Elementen durchsetzt hatte, zeigt gerade das Aussehen der Wände Pompejis in ganz besonders lehrreicher und deutlicher Weise. Nirgends ein der unmittelbaren landschaftlichen, so herrlichen Umgebung Pompejis entnommenes Motiv! Weder die schönen Linien des Vesuvs noch Capris, noch sonst irgendeine Realität des dortigen Lebens fühlte der Pinsel der Wandmaler sich veranlaßt, im Bilde festzuhalten, wenigstens nicht an Wänden, auf denen „gebildete" Augen ruhen sollten. Denn gewiß mit Verachtung herab sahen solche auf die Kneip- und Rüpelszenen, mit flüchtigem Pinsel in loser Manier rasch hingesetzt, die als unmittelbare Wiedergabe des wirklichen Volkslebens unser ganz besonderes Interesse erregen, ein viel höheres als alle Ariadnen und Narzisse, deren gelangweiltes aber vornehmes Dasein die Modestimmungen der Elegien, der Tristien mit so blasierter Gleichmäßigkeit anzuschlagen sich bemühen. Einige wenige ausdrucksvolle Porträts — immer und zu allen Zeiten die Stärke der Kunst Italiens —, in der üblichen

Medaillonform auf Wände dritten Stils gesetzt, verraten uns, daß es auch im kleinen Pompeji nicht an Talenten fehlte, deren Freude es hätte sein müssen, ins Menschenleben flott hineinzugreifen. Aber das Publikum war viel zu gebildet, um sich für derartiges zu erwärmen. Man wünschte andere und namentlich sich selbst immer wieder von neuem zu überzeugen, wie gebildet man doch sei! Daher die „klassische" Landschaft, die so gerne wiederholte mythologische Szene, oftmals übrigens mit feiner psychologischer Vertiefung in den Stoff und virtuoser ernster Ausführung gemalt, daher alle die Musen und Chariten, Aphroditen und Eroten und das ganze muntere bacchische Heer, die vielen Darstellungen, deren Verständnis sich nur demjenigen erschloß, der die hellenistische Modepoesie der letzten Jahrhunderte kannte und dazu etwas Euripides und Homer. Selbst der kleine Hausbesitzer sonnte sich im Hochgefühl, daß er sich selbst oder doch andere ihm solche Bildung zutrauten. Und doch, mögen wir mitunter auch weise lächeln über diese „Bildungsphilister", ein großes und beneidenswertes Erbe vergangener Zeiten besaßen die Leute, welche so ausgeschmückte Zimmer bewohnten; sie blieben einander alle nahe, verstanden sich gegenseitig, verstanden sich jeder an dem zu freuen, was auch den andern erfreute, wenn auch die „Vorkenntnisse" gewiß nicht überall die gleichen waren. Die naive Kunstfreude auch des Bürgertums, wie sie uns alexandrinische Dichtungen wie Theokrits Adonisfest, Herondas Besuch der Frauen im Asklepiostempel von Kos vor Augen führen: sie ist augenscheinlich noch dem einfachsten Bürger Pompejis eigen gewesen. Die Kunst war den Leuten kein Luxus, sie war ihnen Leben.

Leider sind durch den Druck der schweren vulkanischen Asche auch die Mehrzahl derjenigen Zimmerdecken, die flach gewölbt und nicht bloß durch natürlich der Zeit zum Opfer gefallene Holzbalken gebildet waren, derartig zerstört, daß die frühere Zeit, welche das sorgsame Zusammensuchen der herabgestürzten Verputzstücke noch nicht so geschickt und fleißig betrieb, wie es heute geübt wird, hiervon nur wenig gerettet hat. Aber was da ist, namentlich manche größere Bruchstücke aus den verschiedenen Thermen, gibt uns auch schöne Proben von dem Geschick, mit dem man es verstand, die Gesetze fein abgewogener architektonischer Einteilung und sachgemäßer Einsetzung des Ornaments auf die Decken anzuwenden. Die alte griechische

Abb. 34. Blick in den Auskleideraum der Männerabteilung der Stabianer Thermen. Nach: Aus dem klassischen Süden.

Kassettendecke ist auch hierfür der letzte Ausgangspunkt; nur treten uns, bei den flachen Wölbungen ja an sich schon selbstverständlich, die von erhöhten, im Ursinne als Balken gedachten Umrahmungen eingefaßten Felder bald als Raute, bald als runde oder elliptische Scheibe, bald als Sechs- oder Achteck entgegen und sind an manchen Decken in bunten Farben, entsprechend den einstigen imitierten Marmorinkrustationen der Wände ausgeführt, während andere Plafonds die Höhenwirkung durch gleichmäßig weißen Farbenton verstärken. Und in diesen Feldern oder zwischen ihnen rankt sich Blattwerk, schweben in Stuckrelief flott und leicht, stets freihändig ausgeführte anmutige Gestalten, durch den gefälligen Schwung ihrer Linienführung die Starrheit der Felderteilung auf das erfreulichste belebend. (Abb. 34.)

Etwas mehr ist noch erhalten von den Fußböden, ich meine jetzt nicht die gewöhnlichen, auch übrigens oft in recht anmutiger Weise gemusterten Terrazzo- oder schwarzweißen Mosaikböden, sondern die aus bunten Marmorstücken kunstvoll zusammengesetzten Flächen oder die mit bildlichen Darstellungen geschmückten.

Abb. 35. Mosaikfeston. Nach Overbeck, Pompeji.

Diese letzteren sind noch nicht sehr häufig; das zweite Jahrhundert wird die dafür klassische Zeit. Das figürliche Mosaik, wo es feiner durchgeführt ist und höheren Ansprüchen gerecht werden will, hat seinen eigentlichen Platz noch als eingelassenes Bild an der Wand; so z. B. zwei unglaublich fein ausgeführte Genreszenen des bekannten samischen Mosaikkünstlers Dioskurides; man wundert sich, daß solche Perlen hellenistisch-kleinasiatischer Kunst den Weg nach Pompeji gefunden haben; wie man sie dort bewunderte, beweist uns übrigens die Kopie des einen durch einen Wandmaler. Auch ein prachtvoller Feston, Fruchtschnüre mit mächtig wirkenden Masken, diente als Sockelschmuck in vornehmem Hause u. a. m. (Abb. 35.) Es sei erwähnt, daß in ähnlicher Weise auch mit Gemälden versehene Marmorplatten teils in Pompeji teils in Herkulaneum zum Einlassen in Wände bestimmt waren; neuerdings fand man sogar im Atrium eines Hauses in Goldblatt hergestellte und unter Glas gesetzte Miniaturgemälde in die Wände eingesetzt, eine auch zweifellos dem Orient entstammende Technik, deren Auftauchen schon in Pompeji allerdings eine große Überraschung war, da uns diese goldunterlegten Gläser bisher erst aus dem dritten und folgenden Jahrhunderten bekannt waren und vielfach, freilich verkehrt, erst für die altchristliche Kunst in Anspruch genommen wurden. Im selben Atrium war übrigens auch ganz nahe der Tür, gerade da, wo auch wir heute solche Anbringung für zweckmäßig halten würden, ein richtiger Glasspiegel in die Wand eingelassen.

Doch ich bin abgeschweift. Die Anwendung des Mosaikgemäldes, um den Fußboden zu schmücken, war seit dem vierten Jahrhundert, wenn auch ursprünglich wohl sehr selten, in der griechischen Welt geübt worden. Die Könige Ägyptens verwendeten diesen kostbarsten, aber dauerhaften und schönen Bodenbelag für manche ihrer Prachtanlagen, das Königsschloß von Pergamon hat uns durch vornehme Schönheit ausgezeichnete Stücke der Art wiedergeschenkt, deren eines durch den Namen

des Künstlers, in ganz moderner Weise auf eine Karte mit umgeschlagener und rotgesiegelter Ecke inmitten der Komposition selbstbewußt angebracht, von der Wertschätzung dieser Kunst und ihrer Träger am Hofe von Pergamon eine hohe Vorstellung vermittelt. Auch von dieser Art Fußbodenmosaik besaß schon Pompeji wenigstens ein Beispiel allerersten Ranges in der Alexanderschlacht aus der Casa del fauno, jetzt ein Kleinod des Museums von Neapel (siehe Titelbild.) Der König braust heran, unwiderstehlich; seinen Makedoniern voraneilend hat er die erschreckten Perser ereilt, ein persischer Anführer liegt schon am Boden von des Königs langer Lanze durchbohrt; der Weg zum Perserkönig selbst ist frei; auf seinem Streitwagen stehend sieht dieser das unmittelbare Ende von Reich und Leben voraus, wenn es nicht noch dem Lenker seines Wagens gelingen würde, ihn rasch herumzuwerfen und Heil zu suchen in jagender Flucht, wie alle seine Reiter um ihn, deren Pferde schon rückwärts sprengen, deren Blicke angstvoll umgewendet, deren Hände erregt emporgestreckt sind, während im Hintergrund die Häufung der schon die Fluchtrichtung andeutenden Speere geschickt die flüchtenden Massen erraten läßt, die vorne zu zeigen kein Raum ist; denn dort erregen genial erfundene Einzelbilder der Verwirrung, Hast, Verzweiflung die Teilnahme des Beschauers und bieten den Ruhepunkt, welchen in jeder vorüberrauschenden Bewegung das Auge bedarf. Auch koloristisch ist das Mosaik ein Meisterwerk; über das Ganze ist jene gelbbräunliche Staubatmosphäre gebreitet, welche die natürliche Folge des Schlachtgetümmels ist, die auch die Lokalfarben abdämpft und das Ganze wie mit einer wunderbar feinen Lasur überzieht. Daß ein solches Werk nicht erfunden ist für einen, wenn auch wohlhabenden Besitzer eines pompejanischen Hauses, an sich schon vorauszusetzen, wird erwiesen durch Nachklänge derselben Komposition auf etruskischen Aschenkisten, die beträchtlich früher als der Mosaikboden gearbeitet sein dürften; ja, auf dem herrlichen sogenannten Alexandersarkophag von Sidon, dem Juwel des Museums von Konstantinopel, schlägt die Gruppe Alexanders, der den feindlichen Heerführer ereilt, einen so gleichartigen Ton an, daß man nicht anders kann, als in der entsprechenden Gruppe auf dem Mosaik eine Weiterbildung desselben Motivs zu erkennen. Jener Sarkophag ist in einer Zeit geschaffen, wo noch Leute leben mochten, die den großen König

von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten. Damals schuf eine Künstlerhand ersten Ranges jenes gewaltige Idealbild einer jener Schlachten, die das große Asien dem kleinen Griechenland zu Füßen legten; der vortreffliche Auszug, den das Mosaik der Casa del fauno uns davon gibt, zeugt für die Bewunderung, die noch in der kampanischen fernen Landstadt dem berühmten Kunstwerk, namentlich aber dem Helden desselben, dem eigentlichen Begründer hellenistischer Kultur und Weltanschauung, gezollt wurde.

VII. Die bewegliche Ausstattung des Hauses.

Abb. 86. Dionysos (sog. Narziß). Nach Overbeck, Pompeji.

Ein buntes, mitunter vornehmes, mitunter gleißendes Kleid überzog also die Wände, Decken und Fußböden der Häuser Pompejis, der reichen sowohl wie der bescheidenen, ja selbst offenbar arme Häuser überraschen uns durch das Streben, durch Malerei und sonstigen Schmuck das Einerlei des täglichen Daseins in eine höhere Sphäre zu heben.

Solche Wirkung wurde erhöht durch die Vorhänge, welche besonders in den besseren Häuser die einzelnen Raumgruppen voneinander trennten, die Durchblicke wirkungsvoller gestalteten, Licht und Farbe in die richtige Harmonie brachten. Dann der Skulpturenschmuck! Schon wer in das Atrium trat und emporblickte, gewahrte, wie der Dachsims um die Mittelöffnung einen zierlichen Fries aus bunter Terrakotta trug, den Rankenwerk und Löwenspeier schmückten und der gewiß vorzüglich stand gegen den von oben hereinblitzenden südlichen Himmel (s. o. Fig. 24). Oftmals wurde der Eingang ins Tablinum flankiert durch Familienbilder in Form von Porträthermen aus Marmor oder Bronze — brachte man doch auch in Rom die Ahnenbilder im Atrium an —, darunter Werke von Donatelloscher Gewalt und Lebenswahrheit. Am Marmortisch des Impluviums stand oft ein liebenswürdiges Werk aus Marmor oder Bronze. Der bekannte tanzende Satyr, der nur scheinbar nachdenkliche Dionysos (sog. Narziß, Abb. 36) sind solche Werke — wie viele andere mögen noch

während oder nach der Verschüttung gerettet sein! Hübsche bakchische u. a. Hermen und Doppelhermen hoben sich ab von den Wänden, oder vom Grün des Gartens, kleine Götterbilder belebten die Hauskapelle der Laren. Reichlich sprudelte in

Abb. 87. Säulenhof und Garten im Hause der Vettier.
Nach: Aus dem klassischen Süden.

Atrium und Säulenhof das belebende Wasser und gab wiederum Anlaß zu mannigfacher künstlerischer Ausgestaltung, indem eine schier unerschöpfliche Phantasie sich nicht genugtun konnte in Erfindung reizvoller Brunnenfiguren, großer wie kleiner und ganz kleiner, die in mehr oder minder geistreicher Weise ihre Aufgabe erfüllen, einen Wasserstrahl in schön geformte Marmorbecken zu senden. Man hat neuerdings in einigen Häusern verständigerweise diese kleinen bronzenen oder marmornen Kunstwerke an Ort und Stelle gelassen, wo sie ganz anders zu uns sprechen, als aufgereiht in den Sälen des Museums. Mit feinem Verständnis sind sie in den Häusern ihrer Aufgabe und ihrem Platz angepaßt. Man hat auch damit angefangen, die Gärten (Abb. 37) wieder anzupflanzen nach den Spuren der Beeträndер, die es

sorgsamer Beobachtung gelungen ist, wiederzufinden; und sehr reizvoll ist die Wirkung solcher Hausgärten, die sich äußerst geschickt der Raumgestaltung des betreffenden Peristyls anschmiegen — denn der antike Garten war wie der altitalienische und französische ein Echo der zugehörigen Architekturformen — und mit den durch das Grün hindurchlugenden Brunnenfiguren und dem sprudelnden Wasser ein liebenswürdiges Ganzes darstellen.

Es ist merkwürdig, auf wie kleinem Raum und mit wie bescheidenen Mitteln häufig solche Ziergärtchen hergestellt sind:

Abb. 38. Küchengeschirr aus Bronze. Nach Overbeck.

Meister in der Ausnutzung des Raumes waren die Alten, auch das wohl geschult durch die Platznot der hellenistischen Großstädte, deren Kunstbedürfnis auch jene Brunnenplastik ihren Ursprung verdankt: denn eine ganze Reihe ihrer Motive, ebenso wie derjenigen der schönen Marmortische, Kandelaber u. dergl. können wir aus dem griechischen Orient nachweisen. Wie aber die Gärten der Großen aussahen, hat uns jene Villa bei Herkulaneum gelehrt, in deren großem Garten ein wahres Museum von Statuen aus Bronze an den Treffpunkten der Wege und

vor den umgebenden Seitenhallen aufgestellt war. Verdankt doch nur dieser einen Villa eines reichen Mannes das Museum von Neapel den Ruhm, die weitaus erste und bedeutendste Sammlung antiker Großbronzen zu besitzen! Ebensowenig wie in seiner Bibliothek, deren Papyri wir erst zum Teil entziffert haben, lateinische Literatur Aufnahme gefunden hatte, sind unter den Bronzewerken solche, die etwa zeitgenössische Porträts oder sonst Stoffe oder Gestalten der Gegenwart darstellten. Alles ist griechisch, einiges sogar altgriechisch, archaisch. Ein Kunstkenner und Kunstsammler war der Besitzer aller dieser Herrlichkeiten: auch das eine Erscheinung, die zu ihrer Erklärung die Hochkultur hellenistischer Städte, ihre Vermögensanhäufungen, das Milieu des Salons, das Beispiel fürstlicher Kunstfreunde voraussetzt: entstand doch am Ptolemäerhofe die erste aus kunstgeschichtlichem Interesse vereinigte Gemäldegalerie.

In diese Betrachtungsreihe hinein gehört auch ein Blick auf das unerschöpfliche Gebiet der Kleinkunst, namentlich der Toreutik (Abb. 38—48). Wie vieles mag von all dem leicht beweglichen Haus-

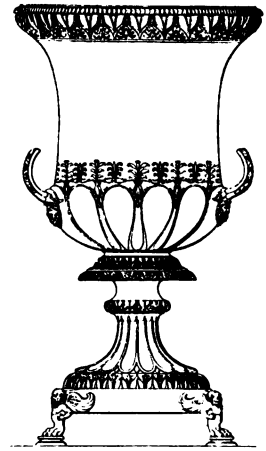


Abb. 39. Mischkrug a. Bronze. Nach Mus. Borb. II.

Abb. 40. Samowar aus Bronze. Nach Mus. Borb. III.

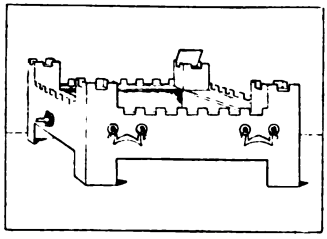


Abb. 41. Kohlenbecken a. Bronze.

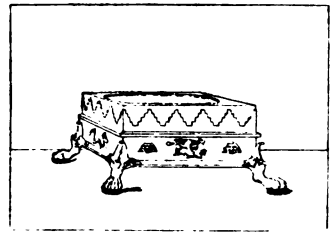


Abb. 42. Heißwasserapparat a. Bronze.

Nach Mus. Borb. II.

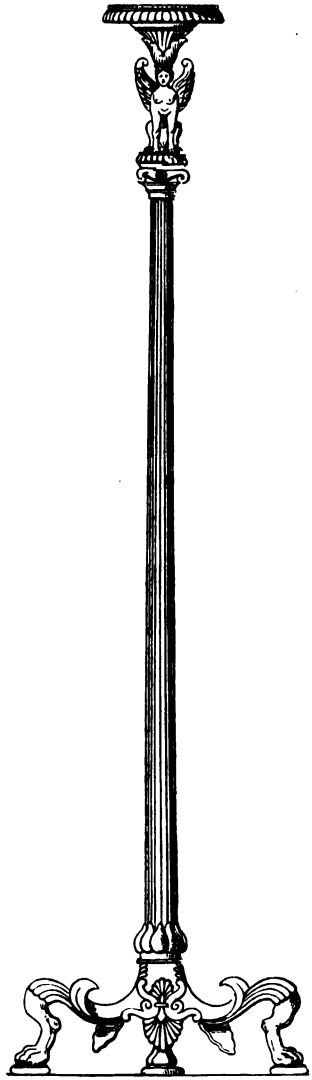


Abb. 43.

Abb. 44.

Abb. 45.

Abb. 43—45. Lampenträger aus Bronze. Nach Overbeck.

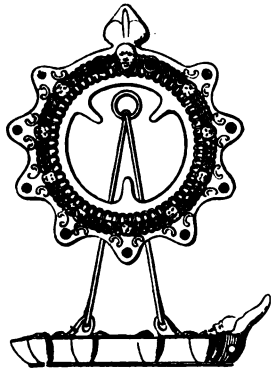


Abb. 46.

Abb. 48.

Abb. 47.

Abb. 46—48. Hängelampen aus Bronze. Nach Overbeck.

und Küchengerät, vom kunstvollen Prunkgeschirr der Tafel, namentlich solchem aus Edelmetall, berechtigter- oder unberechtigterweise in und nach den Tagen des Schreckens noch gerettet worden sein! Und trotzdem führt uns das, was wir

Abb. 49. Silberschale mit Bild der Alexandria aus Boscoreale.
Nach Mon. Piot V.

Abb. 50. Silberner Skelettbecher aus Boscoreale. Nach Mon. Piot V.

haben, in eine ganze Welt von Schönheit und ist wohl geeignet, uns eine Vorstellung zu geben von der Höhe künstlerischen Empfindens auch im Handwerk, das, durch keine Gewerbe- oder Kunstschulen aufgepäppelt, mit sicherer Hand seinem eigenen Schönheitssinn nachging, freilich mächtig gestützt durch eine bei Produzent und Publikum gleich starke künstlerische Tradition. Was wir in Metall — und einiges wenige auch in Glas — noch haben, muß uns ersetzen, was verloren ist, auch in anderen vergänglichen Stoffen: denn was an Mobiliar aus Holz, was an Teppichen und Vorhängen in den Häusern vorhanden war, ist im Original ja vergangen und läßt sich für unsere Phantasie nur mit Hilfe von Abdrücken in der Asche, von gelegentlichen Wiedergaben auf Malereien und Reliefs, auch solchen von anderswoher, in immerhin sehr bescheidenen Grenzen wiederherstellen.

Selbst die gewöhnlichsten Gebrauchsgeräte aus Ton ver-

Abb. 52. Silberner Becher aus Boscoreale. Nach Mon. Piot V

raten ein durch lange Überlieferung ungemein sicher geschultes Formgefühl. Und natürlich nicht minder das zahlreiche Geschirr aus Bronze, von den in der Küche gebrauchten Kasserollen, Kesseln, Pfannen, Kuchenformen, Sieben — höchst kunstvoll gemustert —, Löffeln zu den feineren Stücken, als da sind Lampen, Kandelaber, Hängelampen, Mischkrüge und Samowars, tragbare Wärmpfannen und Öfen, Dreifüße und Kohlenbecken: bei den meisten dieser Stücke beginnt die Kritik am besten mit der Frage: wie wäre es wohl möglich, einen solchen Gebrauchsgegenstand seinem Zwecke mehr entsprechend und gleichzeitig gefälliger, hübscher herzustellen? Auch bei den meisten dieser Gegenstände führt die Formüberlieferung auf den griechischen Orient zurück, wenn auch diese Übertragung vielfach weiter zurückliegen mag und die Fabriken von Kapua gewiß schon lange an der Weiterentwicklung dieser Formen gearbeitet haben.

Abb. 51. Silberner Skelettbecher aus Boscoreale. Nach Mon. Piot V.

Abb. 54. Silberner Becher aus Boscoreale. Nach Mon. Piot V.

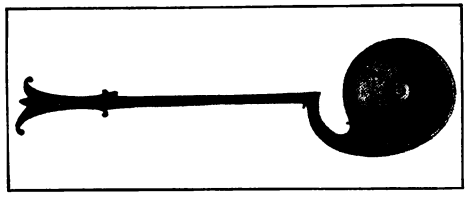
Abb. 53. Silberner Becher aus Boscoreale.
Nach Mon. Piot V.

Einen starken Zug zum Modernen haben in noch produktiven Zeiten stets die Schmucksachen und ebenso das Geschirr aus Edelmetall: so auch in Pompeji. Durchaus der Art, wie sie von Augustus bis zu den Flaviern üblich war, entsprechen die herrlichen Silbergefäße, die am 13. April 1895 in dem Brunnen eines Gehöftes nahe bei Pompeji, zum heutigen Boscoreale gehörig, gefunden wurden, zusammen mit einer beträchtlichen Anzahl von Goldstücken: augenscheinlich dort in Eile und Angst geborgen von jemand, der seinen Schatz nachher nicht mehr heben konnte. Dieser zum größten Teile in das Louvre gekommene Schatz, ein paar ähnliche Stücke aus Pompeji, die umfassenden Funde von Bernay und Hildesheim geben uns in ihrer Vereinigung einen recht vollständigen und hohen Begriff von der Toreutik der beginnenden Kaiserzeit. Teils nur aus Silber, teils mit Gold plattiert, stellten solche Gefäße einen un-

Abb. 55. Silberner Becher aus Boscoreale.
Nach Mon. Piot V.

gemein kostbaren Tafelschmuck dar. Dazu kommen Spiegel, Dosen, Toilettegeräte, Löffel u. a., alle von größter Feinheit und mit plastischem Schmuck reich verziert.

Ein Prachtstück unter den Silberschalen (Abb. 49) weist durch das Brustbild der „Alexandria", einer schönen Frau mit Elefantenexuvien und allerlei teils griechischen, teils ägyptischen Attributen, direkt nach dem damals höchst stehenden Kulturlande — wenn auch die Schale selbst ganz gut etwa in Kapua gearbeitet worden sein kann. Zwei andere Becher fordern dadurch zum Lebensgenuß auf, daß ihr eigenartiger Reliefschmuck unterhalb eines reichen Fruchtkranzes eine Reihe von Skeletten miteinander reden und Handlungen vornehmen läßt, als wenn sie lebende Personen wären (Abb. 50, 51). Aber diese Skelette tragen hochberühmte Namen: Sophokles und Euripides, Archilochos und Menander, Zenon und Epikur u. a. erscheinen hier, lassen sich huldigen oder, so die Philosophen, sind verschiedener Meinung, musizieren und hören zu, treiben überhaupt, was sie im Leben trieben, ein merkwürdiger Totentanz; denn immer wieder wird durch Embleme und Inschriften der Beschauer des Bechers darauf hingewiesen, ihn zur Lebensfreude zu benutzen: „Freue dich, solange du lebst, das Leben ist ja nur ein Theater; das Vergnügen ist doch die größte Freude." Vergnügt hüpft das Schwein des Epikur an einem Dreifuß empor, auf dem ein großer Kuchen bereit liegt; das ist so die Lebensmoral dieser epikureischen Welt, deren Vorstellungen aber doch durchaus regiert werden von den großen Vertretern früherer griechischer Dichtung und Modephilosophie.



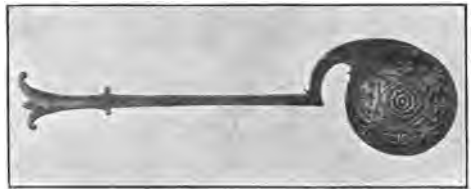


Abb. 56. 57. Silberne Löffel aus Boscoreale. Nach Mon. Piot V.

Wein und Liebe sind das Thema anderer figürlich verzierter Becher oder aber vergnügliche an feine Tafelfreuden erinnernde Stilleben; andere überaus anmutige Motive sind dem Tier- und Pflanzenleben entnommen: Störche, die in korn- oder lotosbestandener Flußniederung fischen und mit dem Ertrag ihre aus dem Nest gierig hervorpiependen Jungen füttern, erinnern den Betrachter wieder an das Delta. Köstlich gearbeitete, lose aufgelegte Lorbeerkränze schlingen sich um flachere Becher, während solche, die mehr Fläche bieten, mit einem von Tieren reich belebten phantastischen Pflanzengeschlinge umsponnen sind, dessen Formen wie ein unmittelbarer Nachklang erscheinen der zarten Marmorplastik, welche den von Augustus errichteten Friedensaltar in Rom zu einem der schönsten

Abb. 58. Spiegel aus Boscoreale mit eingestanzter lateinischer Inschrift des kampanischen Künstlers. Nach Mon. Piot V.

Werke vornehmer dekorativer Kunst gemacht haben. Und doch wird es umgekehrt richtiger gefaßt werden: wir können die Stilgesetze der augusteischen Zierkunst nur begreifen, wenn wir von der hellenistischen Toreutik ausgehen, wie sie uns in diesen Arbeiten aus Edelmetall in anspruchsvollster Weise ent-

gegentritt, in bescheidener in den zahlreichen billigen Nachbildungen in rotglänzendem Ton, wie sie kampanische und Aretiner Fabriken als Massenware herstellten und damit der eleganten und liebenswürdigen Schmuckkunst des jüngeren Hellenismus den Weltmarkt eroberten (Abb. 52—58).

Ohne Pompeji würden wir in der Lage sein, aus Kunst und Literatur eine Menge von Tatsachen zusammenzutragen, die geeignet wären, die Bedeutung des Hellenismus für den Westen klarzustellen. Aber ein wirklich zusammenhängendes organisches Bild würden wir aus all jenen Einzeltatsachen kaum zu gewinnen vermögen. In Pompeji tritt es jedoch demjenigen, der Pompeji zu betrachten versteht, in seiner Ganzheit entgegen. Da sehen wir noch heute die alte italische Unterschicht, die ältere griechische Kultur, wie sie zuerst durch Kyme vermittelt wurde, alsdann das breite und tiefe Einströmen des Hellenismus, der freilich aus der italischen Stadt keine griechische zu machen vermochte, wohl aber aus der Verbindung italischer Art mit dem im Hellenismus kosmopolitisch gewordenen griechischen Wesen jene Weltkultur der römischen Kaiserzeit schuf, die die Dauer dieses Reiches selbst weit zu überleben berufen war.

VIII. Bilder aus Leben und Tod. Die Gräberstraßen.

„Vedi Napoli e poi muori!“ sagt der Italiener. „Siehe Neapel und stirb!“ Wenn dies viel wiederholte Wort einen Sinn haben soll, kann's doch nur der Wille sein, die höchste Potenzierung des Lebens von Natur und Mensch zu bezeichnen, wie sie eben Neapel, dem ganzen glücklichen Kampanien eigentümlich ist. Darüber hinaus gibt es nichts, ein höher entwickeltes Leben ist undenkbar, nur der Tod kann noch folgen. So denkt der Italiener.

Die Bilder, welche die vorherigen Vorträge an Ihrem Auge vorbeigeführt haben, bemühten sich, Ihnen das Werden der ganzen reichen Atmosphäre klarzumachen, in der die Menschen lebten, welche der Vesuv im Jahre 79 zudeckte. Des Südens Sonne und blauer Himmel, des Südens Farbenpracht hat die Menschen gezeitigt, welche damals, welche heute unter diesem Himmel leben und geschäftig sind, gestikulieren und schreien, singen und musizieren, lieben und sich lieben lassen, fröhlich des Heute sind, weil sie sich um das Morgen nicht viel zu sorgen brauchen, überhaupt nicht dazu angetan sind, das zu tun. Große Kinder, wie dem alten Herodot ein ägyptischer Priester sagte, daß die Griechen es immer seien, Kinder mit den liebenswürdigen, mitunter aber auch mit den unbequemen Seiten der Kinder. Wehe dem Nordländer, der das auf Kantische Schule und alte ehrenwerte Überlieferung gegründete ostelbische Pflichtbewußtsein eines königlich preußischen Justitiars oder Majors zum Maßstab seiner Beurteilung des heutigen Neapolitaners machen wollte! Die armen Neapolitaner kämen herzlich schlecht dabei weg; aber auch er selbst, denn er würde sie nicht verstehen, sich wahrscheinlich äußerst unbehaglich unter ihnen fühlen und sich in seinen Ordnungsstaat zurücksehnen,

wo alles, entsprechend dem englischen Wort „Germany is like a great nursery", so ganz nach der Schnur geht, Ehrlichkeit eine selbstverständliche Tugend, Langeweile wenigstens kein Laster ist, und die Reinlichkeit in allem und jedem, physisch wie moralisch, oberste Richtschnur sein muß. Glücklicherweise ist es bei uns ja so, wir dürfen uns dessen auch freuen, vorausgesetzt, daß wir keine Pharisäer werden. Derselbe nordische Besucher, wäre er zwei Jahrtausende früher nach Kampanien gekommen, mit gleich hohen Ansprüchen an den wahren Beruf des Menschen als würdiges Glied des Staates, er wäre sicher genau so verzweifelt gewesen über die damaligen Bewohner dieses glücklichen Landes. Die heutigen Neapolitaner geben tatsächlich jedem, der sehen will, die beste Erklärung der uns nur scheinbar so entfernten alten Pompejaner. Ich behaupte sogar, man kann die Alten nicht verstehen, wenn man sich nicht die Mühe nehmen will, auch in das Wesen der heutigen Neapolitaner einzudringen. Denn es muß in jenen alten Zeiten dort ungefähr ebenso zugegangen sein wie heute, nur daß die Tracht damals viel verständiger, der Geschmack in jeder Richtung feiner und besser, der allgemeine Wohlstand größer war, die in sehr milder Form bestehende Sklaverei dem Verhältnis von dienenden zu bedienten Klassen eine festere, im allgemeinen gewiß freundlichere Gestalt verlieh als heutzutage; statt zu so und so vielen Madonnen oder Heiligen betete man mit gewiß nicht geringerer werkheiliger Inbrunst zur Venus, zum Amor, zum Merkur, Bacchus oder zur Isis und anderen großen und kleinen Göttern. Merkur z. B. war dem zu ihm um heimlichen Gewinns betenden Hallunken von damals gewiß ebenso gewogen, wie heute die heilige Brigida den Dieben Neapels, die am 6. Januar ihre Hilfe vertrauensvoll erflehen. Auch wer nicht von der Hand in den Mund lebte, ehrliche sowohl als unehrliche Leute, waren damals ebenso eifrig darauf aus, ihr Geschäftchen zu machen, als heute: „salve lucrum" — „es lebe der Profit" — steht höchst unbefangen in Mosaikschrift im Hauseingang eines Industriellen, lucrum gaudium „Profit ist doch eine wahre Freude" in einem anderen, communem nummum dividendum censio est, nam noster nummus non habet pecuniam — „ich stimme dafür, die Stadtkasse aufzuteilen, denn meine Kasse hat kein Geld mehr", votiert ein damaliger Sozialist und schrieb diese seine Ansicht an eine Hauswand.

Abb. 59. Aus einer pompejanischen Schenke.
Nach Mus. Borb. IV.

Aber in einem Punkt unterschied sich die damalige Welt doch sehr vorteilhaft von der heutigen. Die neueste Statistik Italiens muß trotz allen Schulzwanges, der in Süditalien freilich nur auf dem Papier steht, in denjenigen Provinzen, welche bis 1860 unter dem autokratisch-klerikalen Bourbonenregiment standen, noch 48 % Analphabeten im Durchschnitt aufführen; in einzelnen Gegenden steigt die absolute Ziffer viel höher: in Kalabrien z. B. auf 82 %. In Pompeji dagegen scheint die edle Kunst des Schreibens und Lesens doch recht allgemein bekannt gewesen zu sein. Schon das Abc der kleinen Schulbuben begegnet uns in entsprechender Wandhöhe mehrfach als erster Studienbeweis. Auf höheren Altersstufen steigt die Gewichtigkeit der Beweise: zahlreiche Verse, z. B. bekannte Vergilische Versanfänge, Lustspielverse, Reminiszenzen aus Ovid und Properz, merkwürdigerweise nichts aus dem doch so sentenzenreichen Horaz, der offenbar kein Schulautor war, hier und da auch griechische Brocken begegnen uns, wogegen das weiche wohlklingende vokalreiche Oskische, die alte Volkssprache Kampaniens, im letzten Jahrhundert der Stadt fast ganz verschwunden scheint: es war eben keine Schriftsprache mehr, daher kein Gegenstand, für den die Schule sich zu interessieren hatte, und ging an der Gleichgültigkeit der Gebildeten zugrunde, ähnlich wie es unserem köstlichen Plattdeutsch einmal beschieden sein wird, wenn die Gebildeten aufhören, diese unsere niederdeutsche Muttersprache beherrschen zu wollen. Für unsere Kenntnis des sozialen Milieus und der Schulbildung Pompejis ist nun die Wahrnehmung wichtig, daß solche flüchtig eingekratzte Inschriften nach Ort und Inhalt gerade besonders häufig im Bereich derjenigen Klassen sich finden, die im

heutigen Neapel für jeden geschäftlichen oder Liebesbrief ihre Zuflucht zu den bezahlten Schreibern unterm Bogengang des Teatro San Carlo nehmen würden. Es sind die Wände gerade kleiner Wirtshäuser, Kneipen, Kutscherherbergen, Garküchen und anderer Orte, an denen der gemeine Mann sich

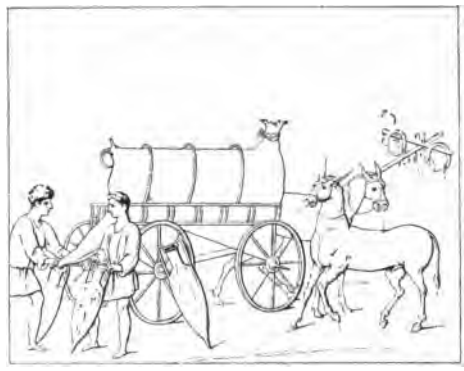


Abb. 60. Aus einer pompejanischen Schenke. Nach Mus. Borb. IV.

aufhielt, die uns durch ihre mit spitzem Griffel eingeritzten Inschriften, durchweg Kinder des Augenblicks, einen tiefen Blick tun lassen in das wirkliche Leben des Volks. Oftmals geben auch solche Inschriften, aufgemalt, den Text zu lebensvollen Bildern, mit denen die Wände solcher Weinschenken usw. in ähnlich farbenfroher, realistischer, wenn auch künstlerisch anspruchsloser Weise verziert sind, wie noch heutigentages oftmals die Wände römischer Osterien. So sehen wir z. B. eine Kneiperei, Männer und Frauen vom Lande, z. T. wohl aus den Bergen herabgestiegen, in eigenartigem Kostüm, hohen Hüten usw. um einen runden Tisch vereinigt und eifrig dem Wein zusprechend; darüber hängen von der Zimmerdecke herab Käse, Zwiebeln, Würste und andere Herrlichkeiten, genau wie wir es dort heute in ähnlichen Lokalen so oft sehen. (Abb. 59, 60.) Ein anderes Bild führt uns vor die Tür der Schenke: wir gewahren einen mächtigen Schlauch Weines auf einem Blockwagen; er ist eben angekommen, die müden Maultiere sind schon abgespannt, hohe Tonkrüge werden herbeigebracht, um den Wein abzufüllen: kann man besser klarmachen, daß dem trinkfrohen Besucher neidlose Mengen frischen Weines zur Verfügung stehen? Auf einer anderen Wand tritt ein Gast heran und bittet den Wirt um einen frischen Trunk: da fridum pusillum steht zur Erklärung dabei; ein anderer will noch einen Schluck guten Weins aus den Lagen der Volsker Berge:

adde calicem Setinum „gib mir noch einen Becher Setiner Weines zu!" Der Wein animiert zum Würfelspiel; wir sehen die Spielenden abgemalt; Uneinigkeit entbrennt, die Gäste jedoch können ruhig sein, denn der Wirt weiß sein Hausrecht zu wahren: zwei Raufbolde sind handgemein geworden, der Wirt zeigt ihnen aber, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat: Ite foras, rixsatis! „Marsch hinaus, ihr fangt ja Streit an!" Drastisch wird uns der Dämon des Würfelspiels vor Augen geführt durch das harmlose Selbstbekenntnis eines glücklichen Spielers: „Beim Würfelspiel in Nuceria gewann ich 855½ Denare (etwa 700 Mark) und zwar ohne zu betrügen." Auch eine in weintrinkenden Ländern noch heute des öfteren gehörte Klage tönt uns aus folgendem verzweifelten Verslein entgegen:

Kneipwirt, möchten solche Lügen auch einmal dich selbst betrügen!
Andern schenkst du Wasser ein, selber trinkst du reinen Wein!

Heute steht an schönen Nachmittagen vor den ländlichen Weinschenken Kampaniens der Wirt oder Kellner, wenn ein solcher da ist, und empfiehlt mit mehr oder minder gewählten Worten dem Vorübergehenden die Vorzüge seines Lokals. Eine derartige antike Anpreisung aus Pompeji ist die folgende:

Garten, rohrgeflochtne Laube,
Becher sind'st du hier und Rosen;
Saitenspiel und Flötenklang
Werden lieblich dich umkosen.
Komm' und ruh nach heißem Wege
Unter Reben, dichtbelaubt,
Und mit Rosen, frisch und duftig,
Kränze froh das müde Haupt!

Neben dem Wein am unerschöpflichsten, ja ihm wohl noch über ist das Thema der Liebe, auch heute noch das A und O der südländischen Volkspoesie und Volksmusik. Ein paar Proben mögen hierfür Beleg geben. Allerdings mußten sie vorsichtig gewählt werden, denn in diesem Thema waren die alten Pompejaner ebenso groß wie unbefangen. Naturkinder, wie ihre heutigen Nachfahren, mitunter recht weit entfernt von allem, was der mit Recht so hoch gehaltene gute Ton unseres gesitteten Hamburg gutheißen würde. Umsonst hat wohl nicht ein Jude oder Christ — wahrscheinlich aber doch ein Jude, da wir auch sonst von Juden in Pompeji wissen, es dort für Christen aber noch reichlich früh wäre und bis jetzt an sicheren

Belegen fehlt — an eine Hauswand geschrieben: Sodom Gomorra!

Einen Liebhaber zog es nach Pompeji, das Maultier ging ihm zu langsam, verzweifelt bricht er in den Seufzer aus:

Kennteſt du, o Maultiertreiber, meiner Liebe heiße Flammen,
Nähmeſt du dich mehr zuſammen, brächteſt flink mich nach Pompeji,
Wo mein ſüßes Liebchen weilt.

Allerlei Hinderniſſe laſſen folgende Verslein vorausſetzen:

Allen Liebenden Heil! Fluch dem, der die Liebe nicht kennet!
Zweimal aber verflucht ſei, wer zu lieben uns wehrt!

Denn auch hier gilt die Wahrheit des auf einer pompejaniſchen Wand zu leſenden Spruches:

Wer niemals noch ein Weib geliebt, der iſt kein rechter Mann!

Über das der-Liebe-wehren-wollen tröſtet ſich ein anderer Schreiber mit den Worten:

Wer Liebende wirklich bewachen will,
Der binde die Winde,
Der heiße dem Quell, daß er ſtehe ſtill!

Einen mehr pointierten als logiſchen Rat geben die Verſe:

Von heißen Bädern bleibe fern, wer ſich der Liebe will ergeben,
Denn niemand hat das Feuer gern, wen einmal es gebrannt im Leben.

Einſeitiger Liebesbrand als bittere Strafe tritt uns entgegen in folgendem Fluch:

Wer mein Mädchen gedenkt zu verführen, den brenne die Liebe
Gänzlich entzwei, wenn allein einſamen Berg er erſteigt.

Denn häufig mochte der in folgender kurzer Klage ſich ausſprechende Kummer ſein:

Reſtitutus hat oft gar viele Mädchen betrogen.

Vielleicht gehörte die Urbana dazu, von der eine andere Zeile ſagt: „Reſtitutus ſchlief hier allein und ſehnte ſich nach ſeiner Urbana.“

Berechtigte Eiferſucht dagegen ſcheint die Urſache folgender Verſe zu ſein:

Jetzt iſt friſch noch der Zorn, jetzt heißt es, die Sache beenden:
Iſt erſt vergangen der Schmerz, kehret die Liebe zurück.

Umgekehrte Gefühle atmen aus den Worten:

O Mädchen, die du ſo ſchön biſt! Mich ſchickt zu dir, der dein iſt.
Lebe wohl!

Oder:

„Victoria, sei gegrüßt, wo du auch bist, mögest du glücklich niesen!"

Oder:

„Cestilia, Königin der Pompejaner, süße Seele, sei gegrüßt!"

Etwas freiere Zustände deuten Inschriften an: wie „Serena grüßen die Genossen", oder: „Romula weilt hier mit Staphylus", aber auch: „Staphylus weilt hier mit Quieta". Ein sicher normales Verhältnis dagegen tritt uns hübsch entgegen in folgenden Worten, die in zierlicher Schrift im Hinterzimmer eines Ladens an die Wand geschrieben, eine oder mehrere Visitenkarten ersetzen sollen: „Hirtia Psacas (Tautropfen) wünscht immer und überall jegliches Heil dem N. Hostilius Conops (Mücke), ihrem Gatten und Führer und mildem Ermahner und ihrer Schwester Diodote und ihrem Bruder Fortunatus und ihrem Celer; auch ihrer Primigenia sendet sie einen Gruß."

Überhaupt ist nichts häufiger, gerade wie heute, als Anwesenheitsnotizen, wie: der und der ist hier gewesen, der und der sendet dem und dem einen Gruß. Oft haben solche Grüße einen liebevollen Zusatz — solche haben wir einige gehört —, mitunter aber auch irgendeine Bosheit. So z. B.: „Samius wünscht dem Kollegen, er möge sich aufhängen." Oder: „Pyrrhus grüßt seinen Kollegen aus Chios. Es tut mir leid, daß du, wie ich höre, gestorben bist. Also fahre wohl."

Auch Familiennachrichten erfreuen uns, so z. B. die folgende: „Am 17. Oktober hat die Puteolanerin — jedenfalls eine vierbeinige — drei männliche und zwei weibliche Junge geworfen."

Für Rechnungsnotizen waren die weißen Wände recht brauchbar, z. B. für eine Addition über 1 Pfund Öl, Stroh, Heu, Tagelohn, Kleie, ein Halsband, sicher auch von jemand, der heutzutage zu den Analphabeten Italiens gehören würde, gerade wie der Vermerk eines Sklaven auf einer Wand des Palatin in Rom: eingekratzt ist die Zeichnung eines Esels, der eine Kornmühle dreht. An Stelle des Esels mußte es vorher augenscheinlich der Sklave, der nun erleichtert hinschreibt: Labora aselle quomodo laboravi ego et proderit tibi! „Schaffe nur, Esel, wie ich geschafft habe: wird dir recht nützlich sein".

Auch einfache Weltweisheit, Sprichwörter finden sich oftmals. So z. B.: „Das kleine Übel, achtest du's gering, wird

leicht zum größten", oder: „Willst du Zeit verderben, streue Hirse aus und sammle sie" usw.

Für jede Art von Bekanntmachungen, die heute auf die Wand geklebt oder in Zeitungen veröffentlicht werden, bediente man sich der geweißten Wände, wo sich solche nur immer darboten — daher: „Album". War die Wand voll, so wurde sie neu übergeweißt. Hier trat natürlich die augenfälligere Farbe an Stelle der eingekratzten Schrift. Noch aus vorrömischer Zeit haben wir manche solche Aufschrift in oskischer Sprache: als Pompeji während des Bundesgenossenkriegs lange belagert wurde, schrieben die rebellischen Italiker, welche Pompeji gegen Rom verteidigten, „Orientierungstafeln" auf Hauspfeiler an Straßenkreuzungen, womit die Soldaten zu den Mauertürmen, zu ihren Kommandanten angewiesen wurden. Noch manche derartige alte Aufschriften mögen verborgen sein unter den neuen Kalküberzügen, mit denen Generation auf Generation die Hauswände wieder überdeckte. Wahlprogramme aller Art gewahrt man noch heute an den Wänden: die Wahlen zu den städtischen Ämtern erregten die Gemüter damals gewiß nicht weniger, als heute: Kandidaten werden von ihren Freunden warm empfohlen „hic aerarium conservabit" „Der wird den Knopf auf den Beutel halten". Mißliebige Kandidaten werden von der Gegenpartei mit Bosheiten genannt: „Den Vatinius erbitten als Polizeidirektor die Spitzbuben", oder es empfehlen ihn „sämtliche Schläfer" oder „sämtliche Spättrinker". „Den Claudius macht zum Bürgermeister (duumvir). Ihn empfiehlt „animula", sein ‚Liebchen'". Reichlich sind Ankündigungen von Verkäufen, Auktionen, namentlich aus der letzten Zeit der Stadt, von Fechterspielen mit genauer Angabe aller der Herrlichkeiten, die es da geben sollte, der Namen beliebter Fechter, Angabe der wilden Tiere, wenn solche gejagt wurden usw. Gerade diese Ankündigungen lehren uns, in wie weitgehendem verhängnisvollen Maßstabe diese rohe, rein italische Erregung der Sinne — Griechenland hat solche nie gekannt und nicht bei sich eingeführt außer vielleicht in der einen internationalen Handelsstadt Korinth — die Gemüter gefangennahm: ist doch gerade das Amphitheater Pompejis das älteste uns erhaltene, wurde doch ein Jahr nach der Vernichtung Pompejis das Kolosseum in Rom eingeweiht, das gewaltigste aller diesem unerfreulichen Sport dienenden Gebäude des Altertums.

Alles, was heute die Zeitungsinserate bringen, lesen wir somit in noch dauerhafterer Weise an den Wänden: Vermietungsgesuche, Anpreisungen aller Art, Verlustnotizen, wie z. B. folgende, die an der Landstraße außerhalb der Stadt auf der Vorderwand eines weißgetünchten Grabes steht: „Wenn jemandem am 25. Nov. eine Stute mit einem kleinen Packsattel entlaufen ist, der wende sich an Q. Decius Hilarus, Freigelassenen des Lucius, diesseits der Sarnobrücke, auf dem mamianischen Landgut.“ Oder aber: „Ein kupfernes Gefäß ist aus diesem Laden abhanden gekommen; wer es wiederbringt, erhält 65 Sesterzen (etwa 11 Mark), wer den Dieb angibt, noch mehr!“

In unserer schnellebenden Zeit gehen die alten Zeitungen, das alte Papier rasch zugrunde, jeder Tag bringt sein Neues; damals, da alles und überall geweißt wurde, war alles dauerhafter, auch alle diese Äußerungen des Augenblicks, so daß wir die verzweifelte Stimmung der folgenden Verse verstehen:

„Wand, ich bewundere dich, daß nicht längst schon in Trümmern du daliegst:
So viel ödes Geschwätz bist du zu tragen verdammt.“

Vedi Napoli e poi muori! Sieh Neapel und stirb! Das farbenreichste Bild antiken, von italischer Erde und griechischer Sonne genährten Lebens würde unvollständig sein, wenn nicht noch des Todes und der Toten gedacht würde. Grundverschieden von unserm heutigen Empfinden erscheint uns wohl die Art, wie die Alten dem Tode gegenüberstanden. Sie scheuten nicht zurück vor der Majestät des Todes, sie suchten nicht die Überreste ihrer Lieben weit weg vom rauschenden Getriebe zu bergen in entlegenen Friedhöfen, wo die Seele leicht die ihr erwünschte Stille und innere Sammlung findet, sie scheuten nicht vor dem Gedanken, der Lärm des Tages müsse doch dem Toten lästig sein, ihn in seiner Ruhe stören. Im Gegenteil! Wir haben oft die Empfindung, als hätten sie sich hinwegtäuschen wollen über den Ernst des Todes, ihm von seiner unnahbaren Majestät etwas nehmen, den Schrecken dadurch lindern wollen, daß sie den Toten mit fröhlich lebensvollen Bildern umgaben, ihn den Lebenden und ihrem Treiben wieder näherten. Schon Goethe, der doch eigentlich nur Römisches kannte, sah das richtig, wenn er im bekannten Epigramm einen römischen Sarkophag mit bacchischen Darstellungen schildert:

„So überwältiget Fülle den Tod und die Asche da drinnen
Scheint im stillen Bezirk noch sich des Lebens zu freu'n."

Solches Hinwegtäuschenwollen über des Todes Bitterkeit hat augenscheinlich angesichts attischer Grabreliefs Lenau fein nachempfunden in den wunderschönen Versen:

„Daß sie am Tod, den sie zu trösten nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten, womit uns die Antike rührt."

Aber auch zu solcher Auffassung haben die Alten sich erst durchgerungen. Der höchsten Stufe ihrer geistigen Verfeinerung, dem Athen des fünften Jahrhunderts, war es vorbehalten, solche Wandelungen herbeizuführen, die dann maßgebend wurden bis in die Zeiten Pompejis.

In alten Zeiten hat man sowohl in Griechenland wie in Italien die Toten außerhalb der Tore beerdigt, wenigstens seit es förmliche Städte mit Mauern und Toren gab. Entweder wurden sie als Leichen bestattet oder nur ihre Asche beigesetzt; auf diesen hochinteressanten Wechsel und viel damit Zusammenhängendes hier näher einzugehen, fehlt leider die Zeit. Man barg die Toten tief in der Erde, sei es in gemauerten Grabkammern oder kammerartig aus einzelnen Blöcken zusammengebauten Sarkophagen, sei es einfach in Holzsärgen, unter Tonziegeln, die Asche in Tongefäßen oder, in einzelnen Fällen, in wertvollen Vasen aus Bronze oder Edelmetallen; auch diese wurden tief in die Erde gesenkt und nach oben durch schwere Steine oder sonstwie gesichert. Der Hauptgrund, weshalb man die Überreste derartig verbarg, war die Furcht. Und zwar doppelte Furcht: einmal, der Tote könne wiederauferstehen, die Lebenden belästigen, Ansprüche erheben auf sein Erbe, sein Eigentum, könne die Lebenden nach sich ziehen, eine Furcht, die wohl bei den meisten Völkern die erste Ursache gewesen ist zur Einführung der Verbrennung, d. h. der gänzlichen raschen Vernichtung des Leibes, um die Rückkehr der Seele in ihn unmöglich zu machen. Dann aber wollten die Hinterbliebenen die Toten auch möglichst sicherstellen gegen Beraubung. Denn in früheren Zeiten war es, meistens wenigstens, Sitte, dem Toten viel persönliches Eigentum mitzugeben, eben damit er sich nicht beraubt fühle und die Überlebenden seinen Zorn entgelten lasse, dann aber auch, um ihn so auszustatten, daß er im Jenseits würdig auftreten könne. Alle diese Vorstellungen

kreuzen sich vielfach, verdunkeln sich gegenseitig, lassen in ihren Wurzeln sich aber doch noch deutlich erkennen. Soll der Tote nicht zürnen, so müssen ihm durch die zunächst berufenen Familienglieder von Zeit zu Zeit, an bestimmten Erinnerungstagen, Spenden hinabgeschickt werden. Irdische Speise, namentlich aber irdischen Trank verlangt der blutlose Leib, seltener zwar als der lebendige, aber er verlangt sie auch, damit er der Wohltat der Empfindung wenn auch nur für kurz und in großen Zwischenräumen wieder teilhaftig werde. Inkonsequenz ist bei all solchem Volksglauben die Regel, das Gemisch von Furcht und Liebe im Menschenherzen ist geradezu ihre Ursache. Um nun, dieser Spenden wegen, den Platz, wo der Tote geborgen war, wiederfinden zu können, waren äußere Kennzeichen nötig. Dies ist der Anfang der Grabdenkmäler. Ein einfach formloser länglicher Stein, an irgendeiner Eigentümlichkeit den Hinterbliebenen erkennbar, ein Brett, ein Ruder, wie es der tote Elpenor für sich von Odysseus wünschte, genügte. Wir besitzen noch solch einfache Gräberzeichen aus Stein. Es erwachte die Freude an künstlerischer Tätigkeit. Sie führte zu besserer, gleichzeitig dauerhafter Ausgestaltung jener äußeren Kennzeichen des Grabplatzes; die aufgerichteten rohen Steine wurden durch Behauen in bestimmte Form gebracht, geglättet, mit mehr oder minder sinnvollem Schmuck versehen, den bald der Bildhauer, bald der Maler, bald beide vereint ausführten. Die Verhältnisse waren anders geworden, die Furcht vor gefährlicher Wiederkehr des Toten, vor seinem geisterhaften Umgehen und seiner Neigung, die Lebenden zu schädigen, trat mehr zurück, je nach der allmählich steigenden Kulturhöhe der Hinterbliebenen. Je mehr im Verlauf der Zeit deren Bildungsgrad wieder zurückging oder zurückgeht, um so lebendiger tritt jene Urvorstellung aus den verborgenen Tiefen des Volksbewußtseins wieder an die Oberfläche; so noch vielfach im heutigen griechischen Orient. Je mehr diese Furcht nachläßt, um so mehr auch die andere vor Beraubung des Toten; denn die geordneten Rechtsverhältnisse gestiegener Kultur gewährleisten besseren Schutz, und der Inhalt der Gräber tritt an materiellem Wert zurück, je höher die Vorstellung vom Wesen des Todes, vom Leben nach dem Tode steigt: eine unbedeutende dem Toten mitgegebene Münze ist die letzte symbolische Ablösung des ihm vorenthaltenen, auf die Erben übergegangenen Eigentums. Man weiß, daß er im Jen-

seits irdische Pracht, irdische Waffen und Schmuck nicht mehr braucht. Wenn später das geistige Niveau wieder sinkt, so vielfach im ausgehenden Altertum, im beginnenden Mittelalter, wird auch gleich die Totenausstattung wieder reicher.

Im sechsten Jahrhundert v. Chr. beginnt in der griechischen Welt das Grab sich der Erdoberfläche wieder mehr zu nähern, wird der Grabhügel monumentaler, vielfach mit besonderen Vorrichtungen zur Aufnahme der Spenden ausgestattet; künstlerisch verzierte Steinplatten erheben sich an diesen Hügeln, zeigen oftmals das Bild oder eine andere individuelle Andeutung des Toten, und beginnen, von der Ausbildung der Schrift Nutzen ziehend, Namen und Geschlecht des Toten zu melden. Noch begraben viele ihre Toten auf ihrem eigenen Besitz, wenn sie solchen haben, oder senken sie in die großen Gräberfelder außerhalb der Stadtmauer, so wie es früher Sitte war. Mehr und mehr aber beginnt im fünften Jahrhundert das Zusammendrängen der Gräber an den ebenfalls zu festerer Ausbildung gelangenden Landstraßen. Je mehr Menschen sterben, um so mehr Land wird für ihre Bestattung zur Verwendung kommen. Schon einmal für Gräber verwendetes Land nach eingetretener Verwesung zu abermaliger Bestattung wieder zu verwenden, wie es heute vielfach geschieht — in manchen Ländern, wie z. B. in der Schweiz ist es ja gesetzliche Regel —, das widersprach in den Zeiten des freien Griechenland noch zu sehr dem Volksempfinden, der Totenreligion des Volkes, ist auch später in der hellenistischen und römischen Zeit vorwiegend nur dort geübt worden, wo ein lebhaft pulsierender Verkehr das Erdreich zu wertvoll machte, so z. B. vorm Dipylon Athens, namentlich aber da, wo fremde Elemente mit den griechischen sich kreuzten, die Fortdauer griechischer Familientradition vielfach unterbrochen wurde. Auch in Italien meiden die jüngeren Gräber, soweit sie irgend können, die alten, respektieren sie pietätvoll.

Solche Pietät hat aber in magerem und dabei menschengefülltem Lande ihre naturgemäßen Grenzen. Man kann nicht unverhältnismäßig viel gutes Land in nächster Nähe der Städte der Bebauung, der Nutzung entziehen. Auch der Lebende hat ein Recht. Schon im fünften und vierten Jahrhundert können wir z. B. bei Athen beobachten, wie das gute Land bei Gräberanlagen gemieden wird, wie man lieber da, wo der harte Felsboden unfruchtbar zutage tritt, in ihn mit großer Mühe

Gräber eintieft, um das Fruchtland zu sparen. In seinen „Gesetzen" schreibt Platon solches Verfahren geradezu vor. Dieser Sachlage einerseits, andererseits jener vorher besprochenen Veränderung in der inneren Stellung des Lebenden zum Toten ist wohl in erster Linie die Verallgemeinerung einer schon im sechsten Jahrhundert zu beobachtenden Sitte zuzuschreiben, die Landstraße mit Gräbern einzufassen. Der Gedanke, es tue dem Toten wohl, wenn er nicht vergessen werde, wenn der Lebende, der vorüberschreitende Wanderer sein gedenke, wenn ein geistiges Band ihn noch mit dem menschlichen Treiben verbinde, hat jedenfalls mitgewirkt: manch schönes Grabepigramm spricht in sinnigen Worten diese Gedanken aus.

Die Landstraßen sind ursprünglich, als es noch wenig Menschen und viel Land gibt, außerordentlich breit. Jeder fährt, wo er Lust hat; im Orient und in Nordafrika ist das vielfach noch heute so. Je höher die Kunst des Straßenbaues und die Ansprüche an Straßen steigen, je mehr nicht bloß gegangen und geritten, sondern auch gefahren wird, um so schmäler werden die nunmehr kunstmäßig hergerichteten Straßen. Die ganze frühere Breite war aber doch schon einmal öffentlicher Besitz, nicht mit in den Privatbesitz aufgeteilt, nicht von Privaten benutzt. Sie wird jetzt herangezogen, indem die Städte oder der Staat den Platz für Gräber hergeben, käuflich oder geschenkweise. Letzteres gilt namentlich von den Ehrenplätzen in der Nähe der Tore, deswegen Ehrenplätze, weil hier stets die Gräber von Helden, von Heroen angelegt, gezeigt, verehrt wurden, deren Anwesenheit dem Tor, der Stadt gleichzeitig ein mächtiger Schutz ist. Wem dort ein Grabplatz angewiesen wird, der steigt gewissermaßen auf eine Stufe mit jenen schützenden Heroen. Auch rings um die Mauer bleibt ein breiter Streifen öffentlicher Grund und Boden, das für die Verteidigung notwendige Glacis. Auch dieser Raum wird oftmals städtischerseits zu Freigaben hergegeben, aber zu Armengräbern: so in Rom, so auch an einer Stelle im Süden Pompejis.

Weit hinaus vor die Tore ziehen sich nun die Gräber längs der Straßen; so weit, daß schließlich auch hier wieder unmögliche Verhältnisse sich herausbilden; begleiten uns doch z. B. auf der Via Appia Roms, der Königin der Heerstraßen, wie Horaz sie nannte, die Gräber vier Stunden weit. Da muß denn wieder Abhilfe in größerer Nähe der Stadt gesucht

werden: solche Abhilfe gewährten dann jene großen unterirdischen Systeme, in denen im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit noch durchweg Brandurnen, später, weiter draußen, in den sogenannten Katakomben, auch wieder bestattete Leichen in großer Menge zwar versteckte, aber den Hinterbliebenen zugängliche Unterkunft finden: Großstädte wie Rom, Neapel, Syrakus geben uns von dieser Entwicklung eine gute Vorstellung. Für Pompeji kommt sie nicht mehr in Betracht.

Pompeji steht vollkommen unter der Wirkung jener in Griechenland noch in den freien Jahrhunderten allgemein gewordenen, in Italien im zweiten Jahrhundert mit viel anderem Griechischen übernommenen Sitte, die Landstraßen zu beiden Seiten mit Gräbern einzufassen, so daß sie wahre Gräberstraßen werden. In Athen sahen solche Straßen im fünften und vierten Jahrhundert freilich anders aus als in Pompeji. Der niedrige Grabhügel, unter dem der meist bestattete Tote schlummerte, war in der Regel durch Ummauerung, in besseren Fällen durch Umstellung mit Marmorplatten in eine festgeschlossene Form gebracht; und der Straßenseite zugewandt, erhoben sich Marmorstelen, die, bald schlank aufragend, bald breiter ausladend, bald nur mit einem Palmettenabschluß gekrönt, bald mit einem Giebel abgeschlossen und von seitlichen Pfeilern eingefaßt, in skulpiertem und gemaltem oder bloß gemaltem Bilde den Toten zeigten, entweder allein oder in seinem Familienkreise. In verallgemeinertem Bilde, die Frauen stets jugendlich, die Männer nie als Greise, wandten die Verstorbenen sich den Vorübergehenden zu, still jenen Gruß von ihnen heischend, den das eingegrabene Wort oftmals dem Wanderer vom Grabmal aus zuruft. Selten weist eine individuelle Zutat auf Stand und Tätigkeit des Verstorbenen, selbst die Inschrift läßt das Persönliche ganz zurücktreten, erwähnt fast nie das Lebensalter oder gar genauere Daten, sehr selten den Stand des Verstorbenen. Zwischen den Grabmälern öffnen sich oftmals kleine Seitenpfade namentlich in der Nähe der Stadtmauer. Auf ihnen gelangt man zu den einfachen Gräbern ärmerer Leute, auch diese jenen Nebenpfaden zugewandt. Fehlt das kostspieligere Marmorrelief, so ist wohl aus einfacherem Material ein kleiner Stein, eine kleine Säule oder dergl. aufgerichtet, die die Inschrift tragen. Wohltätig berührt die gleichmäßige milde Stimmung: Schönheit, Jugendlichkeit sind dahin, sie reden nur noch aus dem

Abb. 61. Die Gräberstraße aufwärts nach dem Herkulaner Tor.
Nach: Aus dem klassischen Süden.

Bilde wie aus weiter Ferne zu uns. Nirgends das Bestreben, sich vor andern hervorzutun, den Verstorbenen noch im Tode über andere emporzuheben, nichts Protzenhaftes: alles ist so rein menschlich gedacht, empfunden, dargestellt. Daher kommt es denn ja auch, daß diese Grabdenkmäler der hohen griechischen Zeit etwas Allgemeingültiges, Klassisches haben, daß sie auch zu uns noch eine vernehmliche, nicht nur unseren ästhetischen Sinn erfreuende, sondern auch unser Herz rührende Sprache reden.

Ganz anders in Pompeji! Auch hier haben in alten Zeiten die Toten in der Erdtiefe ihre Ruhe gefunden, in gemauerten Särgen aus Kalksteinblöcken auf den Feldern außerhalb der Stadtmauer, aber in ihrer Nähe. Tonvasen mit aufgemalten und eingestempelten Verzierungen, Terrakotten, Kupfermünzen, die diesen Toten noch mitgegeben wurden, gestatten uns, diese bis jetzt erst in geringer Zahl gefundenen Gräber in das dritte Jahrhundert v. Chr. zu setzen. Ältere Gräber fehlen merkwürdigerweise bis jetzt durchaus. Dann setzen die Gräber erst wieder ein im ersten Jahrhundert v. Chr., und jetzt durchweg längs den Landstraßen, ausgenommen ein paar Armen-

Abb. 62. Die Gräberstraße abwärts.
Nach: Aus dem klassischen Süden.

gräber vor der Stadtmauer. (Abb. 61, 62.) Die Toten sind jetzt regelmäßig, entsprechend der in Rom wieder aufgenommenen Sitte, verbrannt und in Gefäßen aus Ton oder Glas beigesetzt im Innern von kleinen Grabkammern, die bald über, bald unter der Erde sind, aber dem Vorübergehenden kenntlich gemacht wurden durch höchst augenfällige Bauten, die vielfach reichen Schmuck in Farbe und Stuck tragen, auch wohl in wortreichen Inschriften auf die Bedeutung des Verstorbenen aufmerksam machen. An Stelle des „rein Menschlichen" der klassischen Zeit tritt vielfach das „Menschliche allzu Menschliche" des monarchischen Rang- und Ordnungsstaates, in der kleinen Landstadt nicht immer ohne einen leichten Anflug von Komik; schrieb doch schon Cicero einmal einem Freunde, es sei leichter, in den Senat von Rom als in den Stadtrat von Pompeji zu gelangen.

Bei Einrichtung dieser Gräber hat man dafür gesorgt, daß die Hinterbliebenen in die Grabkammer gelangen, und so die Deckel der Aschenurnen aufheben und die von der Sitte vorgeschriebenen Spenden an den persönlichen oder den von der Gesamtheit begangenen Erinnerungstagen auf die Asche gießen

konnten; oder aber man traf eine Vorkehrung, die es ermöglichte, von außen her durch das Grabmal hinein die Spende zu der Asche gelangen zu lassen: Röhren aus Ton oder Blei führte man von oben herab und schob sie durch den Deckel der Urne; namentlich an einem entfernten Punkt der Gräberstraße, an einer der Landstraßen südlich Pompejis nach Nocera zu, ist dies Verfahren beobachtet worden, das uns auch anderswo gerade im ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr. entgegentritt. Ist das Grabmal nur klein, so genügt auch wohl eine durchlöcherte Mulde oder Schale auf der Oberfläche des viereckigen Steins oder Mauerkörpers, der im Inneren die Asche enthält.

Tritt uns hier noch eine Form des Kultus entgegen, die in uralten Vorstellungen wurzelt, wie sie sich nur zur Zeit noch herrschender Leichenbestattung entwickelt haben können, so verrät auch eine andere in Pompeji noch erhaltene Form eine merkwürdige Erinnerung an alte Vorstellungen. Über einem Familiengrabe der vornehmsten Gräberstraße, der Landstraße nach Herkulaneum und Neapel, ist ein Gärtchen angelegt — Gärtchen kommen oft vor, auch auf Grabinschriften anderer Orte, auch die Bestimmung, daß Zypressen um das Grab gepflanzt werden sollen: aber in diesem Gärtchen ist ein richtiges Triklinium aufgemauert, d. h. drei Steinbänke, im rechten Winkel zueinander gestellt, in ihrer Mitte ein runder niedriger Pfeiler zum Auflegen der hölzernen Tischplatte, alles gerade so hergerichtet, wie in den Speisezimmern der Privathäuser oder den sommerlichen Speiseplätzen in den kleinen Hausgärten. Augenscheinlich versammelte man sich hier an bestimmten Tagen, um bei gemeinsamem feierlichen Mahl der Hinterbliebenen zu gedenken und ihnen, die nach alter, in unserer Engelsidee noch nachspielender Vorstellung nunmehr einer höheren Kategorie von Wesen angehören, von diesem Mahl, das eigentlich ein Opfermahl ist, einen Teil zu spenden. Eine abgeschwächte Erinnerung aber an diese Familiensitte, sich über dem Toten zu versammeln und seiner gemeinsam zu gedenken, wird man auch erkennen müssen in der Anbringung großer halbrunder Steinbänke über oder vor manchen Gräbern, mitunter durch eine hohe Nische überbaut und noch besonders geschützt. Diese Steinbänke standen zugleich dem Publikum zur Benutzung frei, fordern es auf zum Verweilen und Ausruhen nach des Tages Hitze; sie sind mehrfach gerade an Plätzen angebracht, die, dem frischen

Seewind ausgesetzt, zum Genuß der köstlichen Aussicht auf das Meer, auf Capri, die Gebirge der Sorrentiner Halbinsel, den Vesuv in alten Zeiten einluden und es heute noch tun. Der Zweck, noch späte Generationen aufzufordern, der hier ruhenden Toten freundlich zu gedenken, ihnen Gutes zu wünschen, ist durch solche Anlagen erreicht: Poesie und Schönheit, reinste Humanität, durchs ganze Leben und über das Leben hinaus! Sind wir so viel weiter gekommen, oder können wir nicht auch für diese Lebenskunst von den Alten noch lernen?

„Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Geheftet Mk. 1.—

in Bändchen von 130—160 Seiten. Jedes Bändchen ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Gebunden Mk. 1.25.

In erschöpfender und allgemein-verständlicher Behandlung werden in abgeschlossenen Bänden auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellungen wichtiger Gebiete in planvoller Beschränkung aus allen Zweigen des Wissens geboten, die von allgemeinem Interesse sind und dauernden Nutzen gewähren.

Geschenkausgabe (von den neueren Bändchen erschienen) auf Velinpapier in Lederleinband Mk. **2.50.**

Aberglaube s. Medizin.

Abstammungslehre. Abstammungslehre und Darwinismus. Von Professor Dr. R. Hesse. 2. Auflage. Mit 37 Figuren im Text.

Die Darstellung der großen Errungenschaft der biologischen Forschung des vorigen Jahrhunderts, der Abstammungslehre, erörtert die zwei Fragen: „Was nötigt uns zur Annahme der Abstammungslehre?“ und — die viel schwierigere — „wie geschah die Umwandlung der Tier- und Pflanzenarten, welche die Abstammungslehre fordert?“ oder: „wie wird die Abstammung erklärt?“

Alkoholismus. Der Alkoholismus, seine Wirkungen und seine Bekämpfung. Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. 2 Bändchen.

Die beiden Bändchen sind ein kleines wissenschaftliches Kompendium der Alkoholfrage, verfaßt von den besten Kennern der mit ihr verbundenen sozial-hygienischen und sozial-ethischen Probleme. Sie enthalten eine Fülle von Material in übersichtlicher und schöner Darstellung und sind unentbehrlich für alle, denen die Bekämpfung des Alkoholismus als eine der wichtigsten und bedeutungsvollsten Aufgaben ernster, sittlicher und sozialer Kulturarbeit am Herzen liegt.

Ameisen. Die Ameisen. Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 61 Figuren im Text.

Faßt die Ergebnisse der so interessanten Forschungen über das Tun und Treiben einheimischer und exotischer Ameisen, über die Vielgestaltigkeit der Formen im Ameisenstaate, über die Bautätigkeit, Brutpflege und ganze Ökonomie der Ameisen, über ihr Zusammenleben mit anderen Tieren und mit Pflanzen, über die Sinnestätigkeit der Ameisen und über andere interessante Details aus dem Ameisenleben zusammen.

Anthropologie s. Mensch.

Arbeiterschutz. Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von Professor Dr. O. v. Zwiedineck-Südenhorst.

Das Buch bietet eine gedrängte Darstellung des gemeiniglich unter dem Titel „Arbeiterfrage“ behandelten Stoffes; insbesondere treten die Fragen der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Begrenzung der einzelnen Schutzmaßnahmen und Versicherungseinrichtungen in den Vordergrund.

Astronomie (s. a. Kalender; Mond; Weltall). Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Professor Dr. S. Oppenheim. Mit 24 Abbildungen im Text.

Schildert den Kampf der beiden hauptsächlichsten „Weltbilder", des die Erde und des die Sonne als Mittelpunkt betrachtenden, der einen bedeutungsvollen Abschnitt in der Kulturgeschichte der Menschheit bildet, wie er schon im Altertum bei den Griechen entstanden ist, anderthalb Jahrtausende später zu Beginn der Neuzeit durch Kopernikus von neuem aufgenommen wurde und da erst mit einem Siege des heliozentrischen Systems schloß.

Atome s. Moleküle.

Baukunst. Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Professor Dr. A. Matthaei. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Der Verfasser will mit der Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst des Mittelalters zugleich über das Wesen der Baukunst als Kunst aufklären, indem er zeigt, wie sich im Verlauf der Entwicklung die Raumvorstellung klärt und vertieft, wie das technische Können wächst und die praktischen Aufgaben sich erweitern, wie die romanische Kunst geschaffen und zur Gotik weiter entwickelt wird.

Beethoven s. Musik.

Befruchtungsvorgang. Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. Ernst Teichmann. Mit 7 Abbildungen im Text und 4 Doppeltafeln.

Will die Ergebnisse der modernen Forschung, die sich mit dem Befruchtungsproblem befaßt, darstellen. Ei und Samen, ihre Genese, ihre Reifung und ihre Vereinigung werden behandelt, im Chromatin die materielle Grundlage der Vererbung aufgezeigt und als die Bedeutung des Befruchtungsvorgangs eine Mischung der Qualitäten zweier Individuen.

Beleuchtungsarten. Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Von Dr. phil. Wilhelm Brüsch. Mit 155 Abbildungen im Text.

Gibt einen Überblick über ein gewaltiges Arbeitsfeld deutscher Technik und Wissenschaft, indem die technischen und wissenschaftlichen Bedingungen für die Herstellung einer wirtschaftlichen Lichtquelle und die Methoden für die Beurteilung ihres wirklichen Wertes für den Verbraucher, die einzelnen Beleuchtungsarten sowohl hinsichtlich ihrer physikalischen und chemischen Grundlagen als auch ihrer Technik und Herstellung behandelt werden.

Bevölkerungslehre. Von Professor Dr. M. Haushofer.

Will in gedrängter Form das Wesentliche der Bevölkerungslehre geben über Ermittlung der Volkszahl, über Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und die Ziele der Bevölkerungspolitik.

Bibel s. Jesus; Religionsgeschichte. — **Biologie** s. Abstammungslehre; Ameisen; Befruchtungsvorgang; Meeresforschung; Tierleben. — **Botanik** s. Obstbau; Pflanzen. — **Buchwesen** s. Illustrationskunst; Schriftwesen.

Bildungswesen (s. a. Schulwesen). Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Von Professor Dr. Friedrich Paulsen.

Auf beschränktem Raum löst der Verfasser die schwierige Aufgabe, indem er das Bildungswesen stets im Rahmen der allgemeinen Kulturbewegung darstellt, so daß die gesamte Kulturentwicklung unseres Volkes in der Darstellung seines Bildungswesens wie in einem verkleinerten Spiegelbild zur Erscheinung kommt. So wird aus dem Büchlein nicht nur für die Erkenntnis der Vergangenheit, sondern auch für die Forderungen der Zukunft reiche Frucht erwachsen.

Biologie siehe Pflanzen.

Buddha. Leben und Lehre des Buddha. Von Professor Dr. Richard Pischel.

Gibt nach einer Übersicht über die Zustände Indiens zur Zeit des Buddha eine Darstellung des Lebens des Buddha, seiner Stellung zu Staat und Kirche, seiner Lehrweise, sowie seiner Lehre, seiner Ethik und der weiteren Entwicklung des Buddhismus.

Chemie siehe auch Luft; Metalle.

Chemie in Küche und Haus. Von Professor Dr. G. Abel. Mit Abbildungen im Text und einer mehrfarbigen Doppeltafel.

Das Bändchen will Gelegenheit bieten, die in Küche und Haus täglich sich vollziehenden chemischen und physikalischen Prozesse richtig zu beobachten und nutzbringend zu verwerten. So wird Heizung und Beleuchtung, vor allem aber die Ernährung erörtert, werden tierische und pflanzliche Nahrungsmittel, Genußmittel und Getränke behandelt.

Christentum (s. auch Jesus). Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Professor Dr. J. Geffcken.

Gibt durch eine Reihe von Bildern eine Vorstellung von der Stimmung im alten Christentum und von seiner inneren Kraft und verschafft so ein Verständnis für die ungeheure und vielseitige weithistorische kultur- und religionsgeschichtliche Bewegung.

Dampf(maschine). Dampf und Dampfmaschine. Von Professor Dr. R. Vater. Mit 44 Abbildungen.

Schildert die inneren Vorgänge im Dampfkessel und namentlich im Zylinder der Dampfmaschine, um so ein richtiges Verständnis des Wesens der Dampfmaschine und der in der Dampfmaschine sich abspielenden Vorgänge zu ermöglichen.

Darwinismus s. Abstammungslehre.

Drama (s. a. Theater). Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Professor Dr. G. Witkowski. Mit einem Bildnis Hebbels.

Sucht in erster Linie auf historischem Wege das Verständnis des Dramas der Gegenwart anzubahnen und berücksichtigt die drei Faktoren, deren jeweilige Beschaffenheit die Gestaltung des Dramas bedingt: Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum.

Dürer. Albrecht Dürer. Von Dr. Rudolf Wustmann. Mit 33 Abbildungen im Text.

Eine schlichte und knappe Erzählung des gewaltigen menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Albrecht Dürers und eine Darstellung seiner Kunst, in der nacheinander seine Selbst- und Angehörigenbildnisse, die Zeichnungen zur Apokalypse, die Darstellungen von Mann und Weib, das Marienleben, die Stiftungsgemälde, die Radierungen von Rittertum, Trauer und Heiligkeit sowie die wichtigsten Werke aus der Zeit der Reife behandelt werden

Ehe und Eherecht. Von Professor Dr. Ludwig Wahrmund.

Schildert in gedrängter Fassung die historische Entwicklung des Ehebegriffes von den orientalischen und klassischen Völkern an nach seiner natürlichen, sittlichen und rechtlichen Seite und untersucht das Verhältnis von Staat und Kirche auf dem Gebiete des Eherechtes, behandelt darüber hinaus aber auch alle jene Fragen über die rechtliche Stellung der Frau und besonders der Mutter, die immer lebhafter die öffentliche Meinung beschäftigen.

Eisenbahnen (s. a. Technik; Verkehrsentwicklung). Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Von Professor Dr. F. Hahn. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und einer Doppeltafel.

Nach einem Rückblick auf die frühesten Zeiten des Eisenbahnbaues führt der Verfasser die Eisenbahn im allgemeinen nach ihren Hauptmerkmalen vor. Der Bau des Bahnkörpers, der Tunnel, die großen Brückenbauten, sowie der Betrieb selbst werden besprochen, schließlich ein Überblick über die geographische Verbreitung der Eisenbahnen gegeben.

Eisenhüttenwesen. Das Eisenhüttenwesen. Erläutert in acht Vorträgen von Geh. Bergrat Professor Dr. H. Wedding. 2. Auflage. Mit 12 Figuren im Text.

Schildert in gemeinfaßlicher Weise, wie Eisen, das unentbehrlichste Metall, erzeugt und in seine Gebrauchsformen gebracht wird. Besonders wird der Hochofenprozeß nach seinen chemischen, physikalischen und geologischen Grundlagen geschildert, die Erzeugung der verschiedenen Eisenarten und die dabei in Betracht kommenden Prozesse erörtert.

Entdeckungen. Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Professor Dr. S. Günther. 2. Auflage. Mit einer Weltkarte.

Mit lebendiger Darstellungsweise sind hier die großen weltbewegenden Ereignisse der geographischen Renaissancezeit ansprechend geschildert, von der Begründung der portugiesischen Kolonialherrschaft und den Fahrten des Columbus an bis zu dem Hervortreten der französischen, britischen und holländischen Seefahrer.

Erde (s. a. Mensch und Erde). Aus der Vorzeit der Erde. Vorträge über allgemeine Geologie. Von Professor Dr. Fr. Frech. Mit 49 Abbildungen im Text und auf 5 Doppeltafeln.

Erörtert die interessantesten und praktisch wichtigsten Probleme der Geologie: die Tätigkeit der Vulkane, das Klima der Vorzeit, Gebirgsbildung, Korallenriffe, Talbildung und Erosion, Wildbäche und Wildbachverbauung.

Ernährung (s. a. Alkoholismus, Chemie). Ernährung und Volksnahrungsmittel. Sechs Vorträge von weil. Professor Dr. Johannes Frentzel. Mit 6 Abbildungen im Text und 2 Tafeln.

Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre. Durch Erörterung der grundlegenden Begriffe werden die Zubereitung der Nahrung und der Verdauungsapparat besprochen und endlich die Herstellung der einzelnen Nahrungsmittel, insbesondere auch der Konserven behandelt.

Farben s. Licht.

Frauenbewegung. Die moderne Frauenbewegung. Von Dr. Käthe Schirmacher.

Gibt einen Überblick über die Haupttatsachen der modernen Frauenbewegung in allen Ländern und schildert eingehend die Bestrebungen der modernen Frau auf dem Gebiet der Bildung, der Arbeit, der Sittlichkeit, der Soziologie und Politik.

——— Die Frauenarbeit, ein Problem des Kapitalismus. Von Privatdozent Dr. Robert Wilbrandt.

Das Thema wird als ein brennendes Problem behandelt, das uns durch den Kapitalismus aufgegeben worden ist, und behandelt von dem Verhältnis von Beruf und Mutterschaft aus, als dem zentralen Problem der ganzen Frage, die Ursachen der niedrigen Bezahlung der weiblichen Arbeit, die daraus entstehenden Schwierigkeiten in der Konkurrenz der Frauen mit den Männern, den Gegensatz von Arbeiterinnenschutz und Befreiung der weiblichen Arbeit.

Frauenleben. Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Direktor Dr. Ed. Otto. Mit zahlreichen Abbildungen.

Gibt ein Bild des deutschen Frauenlebens von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von Denken und Fühlen, Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frau, wie sie sich im Wandel der Jahrhunderte darstellen.

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von Adele v. Portugall.

Lehrt die grundlegenden Gedanken der Methode Fröbels kennen und gibt einen Überblick seiner wichtigsten Schriften mit Betonung aller jener Kernaussprüche, die treuen und oft ratlosen Müttern als Wegweiser in Ausübung ihres hehrsten und heiligsten Berufes dienen können.

Fürstentum. Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. Von Professor Dr. E. Hubrich.

Der Verfasser zeigt in großen Umrissen den Weg, auf dem deutsches Fürstentum und deutsche Volksfreiheit zu dem in der Gegenwart geltenden wechselseitigen Ausgleich gelangt sind, unter besonderer Berücksichtigung der preußischen Verfassungsverhältnisse.

Geographie s. Entdeckungen; Japan; Kolonien; Mensch; Palästina; Polarforschung; Volksstämme; Wirtschaftsleben.

Geologie s. Erde.

Germanen. Germanische Kultur in der Urzeit. Von Dr. G. Steinhausen. Mit 17 Abbildungen.

Das Büchlein beruht auf eingehender Quellenforschung und gibt in fesselnder Darstellung einen Überblick über germanisches Leben von der Urzeit bis zur Berührung der Germanen mit der römischen Kultur.

——— Germanische Mythologie. Von Dr. Julius von Negelein.

Der Verfasser gibt ein Bild germanischen Glaubenslebens, indem er die Äußerungen religiösen Lebens namentlich auch im Kultus und in den Gebräuchen des Aberglaubens aufsucht, sich überall bestrebt, das zugrunde liegende psychologische Motiv zu entdecken, die verwirrende Fülle mythischer Tatsachen und einzelner Namen aber demgegenüber zurücktreten läßt.

Geschichte (s. a. Bildungswesen; Entdeckungen; Frauenleben; Fürstentum; Germanen; Japan; Jesuiten; Kalender; Kriegswesen; Kultur; Kunstgeschichte; Literaturgeschichte; Luther; Münze; Palästina; Rom; Schulwesen; Städtewesen; Volksstämme; Welthandel; Wirtschaftsgeschichte).

——— Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Professor Dr. Richard Schwemer.

——— Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwickelungsgeschichte der Gegenwart. Von Professor Dr. Richard Schwemer.

——— Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwickelungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Professor Dr. Richard Schwemer.

Die 3 Bändchen geben zusammen eine in Auffassung und Darstellung durchaus eigenartige Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. „Restauration und Revolution" behandelt das Leben und Streben des deutschen Volkes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von dem ersten Aufleuchten des Gedankens des nationalen Staates bis zu dem tragischen Sturze in der Mitte des Jahrhunderts. „Die Reaktion und die neue Ära", beginnend mit der Zeit der Ermattung nach dem großen Aufschwung von 1848, stellt in den Mittelpunkt zwei Männer, deren gemeinsames Schaffen der Sehnsucht der Nation endlich neue Bahnen eröffnete: des Prinzen von Preußen und Ottos von Bismarck. „Vom Bund zum Reich" zeigt uns Bismarck mit sicherer Hand die Grundlage des Reiches vorbereitend und dann immer entschiedener allem Geschehenen das Gepräge seines Geistes verleihend.

——— 1848. Sechs Vorträge von Professor Dr. Ottokar Weber.

Bringt auf Grund des überreichen Materials in knapper Form eine Darstellung der wichtigen Ereignisse des Jahres 1848, dieser nahezu über ganz Europa verbreiteten großen Bewegung in ihrer bis zur Gegenwart reichenden Wirkung.

——— Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Professor Dr. Ottokar Weber. 2 Bändchen.

Ein knappes und doch eindrucksvolles Bild der nationalen und kulturellen Entwickelung der Neuzeit, das aus den vier Jahrhunderten je drei Persönlichkeiten herausgreift, die bestimmend eingegriffen haben in den Werdegang deutscher Geschichte. Der große Reformator, Regenten großer und kleiner Staaten, Generale, Diplomaten kommen zu Wort. Was Martin Luther einst geträumt: ein nationales deutsches Kaiserreich, unter Bismarck steht es begründet da.

Gesundheitslehre (s. a. Alkoholismus; Ernährung; Heilwissenschaft; Leibesübungen; Mensch; Nervensystem; Schulhygiene; Tuberkulose). Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Professor Dr. H. Buchner. 2. Auflage, besorgt von Professor Dr. M. Gruber. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Unterrichtet in klarer und überaus fesselnder Darstellung über alle wichtigen Fragen der Hygiene.

Handwerk. Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Direktor Dr. Ed. Otto. 2. Aufl. Mit 27 Abbildungen auf 8 Tafeln.

Eine Darstellung der historischen Entwicklung und der kulturgeschichtlichen Bedeutung des deutschen Handwerks von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Haus. Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Professor Dr. Rudolf Meringer. Mit 106 Abbildungen, darunter 85 von Professor A. von Schroetter.

Das Buch will das Interesse an dem deutschen Haus, wie es geworden ist, fördern; mit zahlreichen künstlerischen Illustrationen ausgestattet, behandelt es nach dem „Herdhaus" das oberdeutsche Haus, führt dann anschaulich die Einrichtung der für dieses charakteristischen Stube, den Ofen, den Tisch, das Eßgerät vor und gibt einen Überblick über die Herkunft von Haus und Hausrat.

——— Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Regierungsbaumeister a. D. Chr. Rauck. Mit zahlreichen Abbildungen.

Der Verfasser führt den Leser in das Haus des germanischen Landwirtes und zeigt dessen Entwicklung, wendet sich dann dem Hause der skandinavischen Bauern zu, um hierauf die Entwicklung des deutschen Bauernhauses während des Mittelalters darzustellen und mit einer Schilderung der heutigen Form des deutschen Bauernhauses zu schließen.

Haydn s. Musik.

Heilwissenschaft (s. a. Gesundheitslehre). Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. Biernacki. Deutsch von Badearzt Dr. S. Ebel.

Gewährt dem Laien in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens von einem allgemeineren Standpunkte aus Einsicht.

Hilfsschulwesen. Vom Hilfsschulwesen. Von Rektor Dr. B. Maennel.

Es wird in kurzen Zügen eine Theorie und Praxis der Hilfsschulpädagogik gegeben. An Hand der vorhandenen Literatur und auf Grund von Erfahrungen wird nicht allein zusammengestellt, was bereits geleistet worden ist, sondern auch hervorgehoben, was noch der Entwicklung und Bearbeitung harrt.

Japan. Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Professor Dr. K. Rathgen.

Vermag auf Grund eigener langjähriger Erfahrung ein wirkliches Verständnis der merkwürdigen und für uns wirtschaftlich so wichtigen Erscheinung der fabelhaften Entwicklung Japans zu eröffnen.

Jesuiten. Die Jesuiten. Eine historische Skizze von Professor Dr. H. Boehmer-Romundt.

Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens.

Jesus. Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Professor Dr. H. Weinel. 2. Auflage.

Will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher Allegorisierung der Gleichnisse Jesu mit ihrer richtigen, wörtlichen Auffassung bekannt machen und verbindet damit eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie.

Jesus. Jesus und seine Zeitgenossen. Von Pastor K. Bonhoff.

Die ganze Herbheit und köstliche Frische des Volkskindes, die hinreißende Hochherzigkeit und prophetische Überlegenheit des genialen Volksmannes, die reife Weisheit des Jüngerbildners und die religiöse Tiefe und Weite des Evangeliumverkünders von Nazareth wird erst empfunden, wenn man ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht, wie es dieses Büchlein tun will.

Illustrationskunst. Die deutsche Illustration. Von Professor Dr. Rudolf Kautzsch. Mit 35 Abbildungen.

Behandelt ein besonders wichtiges und besonders lehrreiches Gebiet der Kunst und leistet zugleich, indem es an der Hand der Geschichte das Charakteristische der Illustration als Kunst zu erforschen sucht, ein gut Stück „Kunsterziehung".

Ingenieurtechnik. Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Bauinspektor Kurt Merckel. Mit 50 Abbildungen im Text und auf Tafeln.

Führt eine Reihe hervorragender und interessanter Ingenieurbauten nach ihrer technischen und wirtschaftlichen Bedeutung vor.

——— Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Bauinspektor Kurt Merckel. Mit 43 Abbildungen im Text und auf einer Doppeltafel.

Zeigt in einer Schilderung der Ingenieurbauten der Babylonier und Assyrer, der Ingenieurtechnik der alten Ägypter unter vergleichsweiser Behandlung der modernen Irrigationsanlagen daselbst, der Schöpfungen der antiken griechischen Ingenieure, des Städtebaues im Altertum und der römischen Wasserleitungsbauten die hohen Leistungen der Völker des Altertums.

Israel s. Religionsgeschichte.

Kalender. Der Kalender. Von Professor Dr. W. F. Wislicenus.

Erklärt die astronomischen Erscheinungen, die für unsere Zeitrechnung von Bedeutung sind, und schildert die historische Entwicklung des Kalenderwesens.

Kolonien. Die deutschen Kolonien. Land und Leute. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit zahlreichen Abbildungen.

Bringt auf engem Raume eine durch Abbildungen und Karten unterstützte, wissenschaftlich genaue Schilderung der deutschen Kolonien, sowie eine einwandfreie Darstellung ihrer Völker nach Nahrung und Kleidung, Haus und Gemeindeleben, Sitte und Recht, Glaube und Aberglaube, Arbeit und Vergnügen, Gewerbe und Handel, Waffen und Kampfesweise.

Kriegswesen. Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen von Major O. von Sothen. Mit 9 Übersichtskärtchen.

In einzelnen Abschnitten wird insbesondere die Napoleonische und Moltkesche Kriegführung an Beispielen (Jena-Königgrätz-Sedan) dargestellt und durch Kartenskizzen erläutert.

——— Der Seekrieg. Seine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von Kurt Freiherr von Maltzahn, Vize-Admiral a. D.

Der Verf. bringt den Seekrieg als Kriegsmittel wie als Mittel der Politik zur Darstellung, indem er zunächst die Entwicklung der Kriegsflotte und der Seekriegsmittel schildert und dann die heutigen Weltwirtschaftsstaaten und den Seekrieg behandelt, wobei er besonders das Abhängigkeitsverhältnis, in dem unsere Weltwirtschaftsstaaten kommerziell und politisch zu den Verkehrswegen der See stehen, darstellt.

Kultur (s. a. Geschichte). Die Anfänge der menschlichen Kultur. Von Professor Dr. Ludwig Stein.

Behandelt in der Überzeugung, daß die Kulturprobleme der Gegenwart sich uns nur durch einen tieferen Einblick in ihren Werdegang erschließen, Natur und Kultur, den vorgeschichtlichen Menschen, die Anfänge der Arbeitsteilung, die Anfänge der Rassenbildung, ferner die Anfänge der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen und sozialen Kultur.

Kunst. Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Direktor Dr. Theodor Volbehr. Mit 44 Abbildungen.

Führt von einem neuen Standpunkte aus in das Verständnis des Wesens der bildenden Kunst ein, erörtert die Grundlagen der menschlichen Gestaltungskraft und zeigt, wie das künstlerische Interesse sich allmählich weitere und immer weitere Stoffgebiete erobert.

——— Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent R. Bürkner. Mit 14 Abbildungen.

Das Büchlein soll auf diesem großen Gebiete persönlichen und allgemeinen ästhetischen Lebens ein praktischer Ratgeber sein, der deutlich die Richtlinie zeigt, in der sich häusliches und heimatliches Dasein bewegen muß.

——— Die ostasiatische Kunst und ihre Einwirkung auf Europa. Von Direktor Dr. R. Graul. Mit zahlreichen Abbildungen.

Bringt die bedeutungsvolle Einwirkung der japanischen und chinesischen Kunst auf die europäische zur Darstellung unter Mitteilung eines reichen Bildermaterials.

Kunstgeschichte s. Baukunst; Dürer; Illustration; Schriftwesen.

Leibesübungen. Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Professor Dr. R. Zander. 2. Auflage. Mit 19 Abbildungen.

Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübungen segensreich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Organe bespricht.

Licht (s. a. Beleuchtungswesen; Luft). Das Licht und die Farben. Sechs Vorlesungen, gehalten im Volkshochschulverein München von Professor Dr. L. Graetz. 2. Auflage. Mit 116 Abbildungen.

Führt, von den einfachsten optischen Erscheinungen ausgehend, zur tieferen Einsicht in die Natur des Lichtes und der Farben.

Literaturgeschichte s. Drama; Schiller; Theater; Volkslied.

Luft. Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Professor Dr. R. Blochmann. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein.

Luther (s. a. Geschichte). Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Professor Heinrich Boehmer.

Versucht durch sorgfältige historische Untersuchung eine erschöpfende Darstellung von Luthers Leben und Wirken zu geben, die Persönlichkeit des Reformators aus ihrer Zeit heraus zu erfassen, ihre Schwächen und Stärken beleuchtend zu einem wahrheitsgetreuen Bilde zu gelangen, und gibt so nicht nur ein psychologisches Porträt, sondern bietet zugleich ein interessantes Stück Kulturgeschichte.

Mädchenschule (s. a. Bildungswesen; Schulwesen). Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin M. Martin.

Bietet aus berufenster Feder eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben der höheren Mädchenschulen.

Medizin. Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Professor Dr. D. von Hansemann.

Behandelt alle menschlichen Verhältnisse, die in irgend einer Beziehung zu Leben und Gesundheit stehen, besonders mit Rücksicht auf viele schädliche Aberglauben, die geeignet sind, Krankheiten zu fördern, die Gesundheit herabzusetzen und auch in moralischer Beziehung zu schädigen.

Meeresforschung. Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. O. Janson. Mit 41 Figuren.

Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung auf geographischem, physikalisch-chemischem und biologischem Gebiete.

Mensch (s. a. Kultur). Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit zahlreichen Abbildungen.

Stellt die Lehren der „Wissenschaft aller Wissenschaften" streng sachlich und doch durchaus volkstümlich dar: das Wissen vom Ursprung des Menschen, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, die künstlerische Betrachtung der Proportionen des menschlichen Körpers und die streng wissenschaftlichen Meßmethoden (Schädelmessung usf.), behandelt ferner die Menschenrassen, die rassenanatomischen Verschiedenheiten, den Tertiärmenschen.

——— Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Privatdozent Dr. H. Sachs. Mit 37 Abbildungen.

Lehrt die Einrichtung und Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers kennen und sie als Glieder eines einheitlichen Ganzen verstehen.

——— Die Seele des Menschen. Von Professor Dr. J. Rehmke. 2. Auflage.

Bringt das Seelenwesen und das Seelenleben in seinen Grundzügen und allgemeinen Gesetzen gemeinfaßlich zur Darstellung, um besonders ein Führer zur Seele der Kinder zu sein.

——— Die fünf Sinne des Menschen. Von Professor Dr. Jos. Clem. Kreibig. Mit 30 Abbildungen im Text.

Beantwortet die Fragen über die Bedeutung, Anzahl, Benennung und Leistungen der Sinne in gemeinfaßlicher Weise.

——— **und Erde.** Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Professor Dr. A. Kirchhoff. 2. Auflage.

Zeigt, wie die Ländernatur auf den Menschen und seine Kultur einwirkt, durch Schilderungen allgemeiner und besonderer Art, über Steppen- und Wüstenvölker, über die Entstehung von Nationen, wie Deutschland und China u. a. m.

——— **und Tier.** Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Professor Dr. Karl Eckstein. Mit 31 Abbildungen im Text.

Der hohe wirtschaftliche Bedeutung beanspruchende Kampf erfährt eine eingehende, ebenso interessante wie lehrreiche Darstellung.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Menschenleben. Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 2. Auflage.

Beantwortet die Frage: Gibt es keine bindenden Regeln des menschlichen Handelns? in zuversichtlich besahender, zugleich wohl begründeter Weise.

Metalle. Die Metalle. Von Professor Dr. K. Scheid. Mit 16 Abbildungen.

Behandelt die für Kulturleben und Industrie wichtigen Metalle nach ihrem Wesen, ihrer Verbreitung und ihrer Gewinnung.

Mikroskop (s. a. Optik). Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung, gemeinverständlich dargestellt. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abbildungen im Text und einer Tafel.

Will bei weiteren Kreisen Interesse und Verständnis für das Mikroskop erwecken durch eine Darstellung der optischen Konstruktion und Wirkung wie der historischen Entwicklung.

Moleküle. Moleküle — Atome — Weltäther. Von Professor Dr. G. Mie. Mit 27 Figuren im Text.

Stellt die physikalische Atomlehre als die kurze, logische Zusammenfassung einer großen Menge physikalischer Tatsachen unter einem Begriffe dar, die ausführlich und nach Möglichkeit als einzelne Experimente geschildert werden.

Mond. Der Mond. Von Professor Dr. J. Franz. Mit zahlreichen Abbildungen im Text.

Gibt die Ergebnisse der neueren Mondforschung wieder, erörtert die Mondbewegung und Mondbahn, bespricht den Einfluß des Mondes auf die Erde und behandelt die Fragen der Oberflächenbedingungen des Mondes und die charakteristischen Mondgebilde anschaulich zusammengefaßt in „Beobachtungen eines Mondbewohners", endlich die Bewohnbarkeit des Mondes.

Mozart s. Musik.

Münze. Die Münze als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Mit 53 Abbildungen im Text. Von Dr. A. Luschin v. Ebengreuth.

Zeigt, wie Münzen als geschichtliche Überbleibsel der Vergangenheit zur Aufhellung der wirtschaftlichen Zustände und der Rechtseinrichtungen früherer Zeiten dienen, die verschiedenen Arten von Münzen, ihre äußeren und inneren Merkmale sowie ihre Herstellung werden in historischer Entwicklung dargelegt und im Anschluß daran Münzsammlern beherzigenswerte Winke gegeben.

Musik. Einführung in das Wesen der Musik. Von Professor C. R. Hennig.

Die hier gegebene Ästhetik der Tonkunst untersucht das Wesen des Tones als eines Kunstmaterials; sie prüft die Natur der Darstellungsmittel und untersucht die Objekte der Darstellung, indem sie klarlegt, welche Ideen im musikalischen Kunstwerke gemäß der Natur des Tonmateriales und der Darstellungsmittel in idealer Gestaltung zur Darstellung gebracht werden können.

——— Haydn, Mozart, Beethoven. Mit vier Bildnissen auf Tafeln. Von Professor Dr. C. Krebs.

Eine Darstellung des Entwicklungsganges und der Bedeutung eines jeden der drei großen Komponisten für die Musikgeschichte. Sie gibt mit wenigen, aber scharfen Strichen ein Bild der menschlichen Persönlichkeit und des künstlerischen Wesens der drei Heroen mit Hervorhebung dessen, was ein jeder aus seiner Zeit geschöpft und was er aus eignem hinzugebracht hat.

Muttersprache. Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. Von Professor Dr. Wilhelm Uhl.

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse der sprachlich-wissenschaftlich lautphysiologischen wie der philologisch-germanistischen Forschung, die Ursprung und Organ, Bau und Bildung, andererseits die Hauptperioden der Entwicklung unserer Muttersprache zur Darstellung bringt.

Mythologie s. Germanen.

Nahrungsmittel s. Alkoholismus; Chemie; Ernährung.

Nationalökonomie s. Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Soziale Bewegungen; Frauenbewegung; Welthandel; Wirtschaftsleben.

Naturlehre. Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Professor Dr. Felix Auerbach. 2. Auflage. Mit 79 Figuren im Text.

Eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der Begriffe, die in der modernen Naturlehre eine allgemeine und exakte Rolle spielen.

Naturwissenschaften s. Abstammungslehre; Ameisen; Astronomie; Befruchtungsvorgang; Chemie; Erde; Licht; Luft; Meeresforschung; Mensch; Moleküle; Naturlehre; Obstbau; Pflanzen; Strahlen; Tierleben; Weltall; Wetter.

Nervensystem. Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele im gesunden und kranken Zustande. Von Professor Dr. R. Zander. Mit 27 Figuren im Text.

Die Bedeutung der nervösen Vorgänge für den Körper, die Geistestätigkeit und das Seelenleben wird auf breiter wissenschaftlicher Unterlage allgemeinverständlich dargestellt.

Obstbau. Der Obstbau. Von Dr. Ernst Voges. Mit 13 Abbildungen im Text.

Will über die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen des Obstbaues, sowie seine Naturgeschichte und große volkswirtschaftliche Bedeutung unterrichten. Die Geschichte des Obstbaues, das Leben des Obstbaumes, Obstbaumpflege und Obstbaumschutz, die wissenschaftliche Obstkunde, die Ästhetik des Obstbaues gelangen zur Behandlung.

Optik. Die optischen Instrumente. Von Dr. M. von Rohr. Mit 84 Abbildungen im Text.

Gibt eine elementare Darstellung der optischen Instrumente nach modernen Anschauungen, wobei weder das Ultramikroskop noch die neuen Apparate zur Mikrophotographie mit ultraviolettem Licht (Monochromate), weder die Prismen- noch die Zielfernrohre, weder die Projektionsapparate noch die stereoskopischen Entfernungsmesser und der Stereokomparator fehlen.

Ostasien s. Kunst.

Pädagogik (s. a. Bildungswesen; Fröbel; Hilfsschulwesen; Mädchenschule; Schulwesen). Allgemeine Pädagogik. Von Professor Dr. Theobald Ziegler. 2. Auflage.

Behandelt die großen Fragen der Volkserziehung in praktischer, allgemeinverständlicher Weise und in sittlich-sozialem Geiste.

Palästina. Palästina und seine Geschichte. Sechs Vorträge von Professor Dr. H. Freiherr von Soden. 2. Auflage. Mit 2 Karten und 1 Plan von Jerusalem und 6 Ansichten des heiligen Landes.

Ein Bild, nicht nur des Landes selbst, sondern auch alles dessen, was aus ihm hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrhunderte.

Pflanzen (s. a. Obstbau; Tierleben). Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. Von Professor Dr. K. Giesenhagen. Mit 40 Figuren im Text.

Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, damit zugleich in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse vermittelnd.

——— Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Privatdozent Dr. Ernst Küster. Mit 38 Abbildungen im Text.

Gibt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Formen der vegetativen Vermehrung und beschäftigt sich eingehend mit der Sexualität der Pflanzen, deren überraschend vielfachen und mannigfaltigen Äußerungen, ihre große Verbreitung im Pflanzenreich und ihre in allen Einzelheiten erkennbare Übereinstimmung mit der Sexualität der Tiere zur Darstellung gelangen.

Philosophie (s. a. Menschenleben; Schopenhauer; Weltanschauung). Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Professor Dr. O. Külpe. 3. Auflage.

Schildert die vier Hauptrichtungen der deutschen Philosophie der Gegenwart, den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus.

Physik s. Licht; Mikroskop; Moleküle; Naturlehre; Optik; Strahlen.

Polarforschung. Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. Kurt Hassert. Mit 6 Karten auf 2 Tafeln.

Faßt die Hauptfortschritte und Ergebnisse der Jahrhunderte alten, an tragischen und interessanten Momenten überreichen Entdeckungstätigkeit zusammen.

Psychologie s. Mensch; Nervensystem; Seele.

Religionsgeschichte (s. a. Buddha; Christentum; Germanen; Jesuiten; Jesus; Luther). Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Professor Dr. Fr. Giesebrecht.

Schildert, wie Israels Religion entsteht, wie sie die nationale Schale sprengt, um in den Propheten die Ansätze einer Menschheitsreligion auszubilden, wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats.

Religiöse Strömungen. Die religiösen Strömungen der Gegenwart von Superintendent D. A. H. Braasch.

Will die gegenwärtige religiöse Lage nach ihren bedeutsamen Seiten hin darlegen, ihr geschichtliches Verständnis vermitteln und einen jeden in den Stand setzen, selbst bestimmte Stellung zur künftigen Entwicklung zu nehmen.

Rom. Die ständischen und sozialen Kämpfe in der römischen Republik. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch.

Behandelt die Sozialgeschichte Roms, soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist.

Schiller. Von Professor Dr. Th. Ziegler. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen in Heliogravüre.

Gedacht als eine Einführung in das Verständnis von Schillers Werdegang und Werken, behandelt das Büchlein vor allem die Dramen Schillers und sein Leben, ebenso aber auch einzelne seiner lyrischen Gedichte und die historischen und die philosophischen Studien als ein wichtiges Glied in der Kette seiner Entwicklung.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jedes Bändchen geheftet 1 Mk., geschmackvoll gebunden 1 Mk. 25 Pfg.

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Sechs Vorträge von Oberlehrer H. Richert. Mit dem Bildnis Schopenhauers.

Unterrichtet über Schopenhauer in seinem Werden, seinen Werken und seinem Fortwirken, in seiner historischen Bedingtheit und seiner bleibenden Bedeutung, indem es eine gründliche Einführung in die Schriften Schopenhauers und zugleich einen zusammenfassenden Überblick über das Ganze seines philosophischen Systems gibt.

Schriftwesen. Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Professor Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen.

Verfolgt durch mehr als vier Jahrtausende Schrift-, Brief- und Zeitungswesen, Buchhandel und Bibliotheken.

Schulhygiene. Von Privatdozent Dr. Leo Burgerstein.

Bietet eine auf den Forschungen und Erfahrungen in den verschiedensten Kulturländern beruhende Darstellung, die ebenso die Hygiene des Unterrichts und Schullebens wie jene des Hauses, die im Zusammenhang mit der Schule stehenden modernen materiellen Wohlfahrtseinrichtungen, endlich die hygienische Unterweisung der Jugend, die Hygiene des Lehrers und die Schularztfrage behandelt.

Schulwesen (s. a. Bildungswesen; Fröbel; Hilfsschulwesen; Mädchenschule; Pädagogik). Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. K. Knabe.

Stellt die Entwicklung des deutschen Schulwesens in seinen Hauptperioden dar und bringt so Anfänge des deutschen Schulwesens, Scholastik, Humanismus, Reformation, Gegenreformation, neue Bildungsziele, Pietismus, Philanthropismus, Aufklärung, Neuhumanismus, Prinzip der allseitigen Ausbildung vermittels einer Anstalt, Teilung der Arbeit und den nationalen Humanismus der Gegenwart zur Darstellung.

——— Schulkämpfe der Gegenwart. Vorträge zum Kampf um die Volksschule in Preußen, gehalten in der Humboldt-Akademie in Berlin. Von J. Tews.

Knapp und doch umfassend stellt der Verfasser die Probleme dar, um die es sich bei der Reorganisation der Volksschule handelt, deren Stellung zu Staat und Kirche, deren Abhängigkeit von Zeitgeist und Zeitbedürfnissen, deren Wichtigkeit für die Herausgestaltung einer volksfreundlichen Gesamtkultur scharf beleuchtet werden.

Seekrieg s. Kriegswesen.

Sinnesleben s. Mensch.

Soziale Bewegungen (s. a. Arbeiterschutz; Frauenbewegung). Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Professor Dr. G. Maier. 2. Auflage.

Will auf historischem Wege in die Wirtschaftslehre einführen, den Sinn für soziale Fragen wecken und klären.

Sprache s. Muttersprache.

Städtewesen. Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Oberlehrer Dr. B. Heil. Mit zahlreichen Abbildungen.

Stellt die geschichtliche Entwicklung dar, schildert die wirtschaftlichen, sozialen und staatsrechtlichen Verhältnisse und gibt ein zusammenfassendes Bild von der äußeren Erscheinung und dem inneren Leben der deutschen Städte.

Strahlen (s. a. Licht). Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Mit 82 Abbildungen. Von Professor Dr. R. Börnstein und Professor Dr. W. Marckwald.

Schildert die verschiedenen Arten der Strahlen, darunter die Kathoden- und Röntgenstrahlen, die Hertzschen Wellen, die Strahlungen der radioaktiven Körper (Uran und Radium) nach ihrer Entstehung und Wirkungsweise, unter Darstellung der charakteristischen Vorgänge der Strahlung.

Technik (s. a. Beleuchtungswesen; Dampf; Eisenbahnen; Eisenhüttenwesen; Ingenieurtechnik; Metalle; Mikroskop; Wärmekraftmaschinen). Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über die Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik auf das gesamte Kulturleben. Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. W. Launhardt. 2. Auflage. Mit 16 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln.

Ein geistreicher Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, der die Weltwunder unserer Zeit verdankt werden.

Theater (s. a. Drama). Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. Von Privatdozent Dr. K. Borinski. Mit 8 Bildnissen.

Läßt bei der Vorführung der dramatischen Gattungen die dramatischen Meister der Völker und Zeiten tunlichst selbst reden.

Theologie s. Christentum; Jesuiten; Jesus; Palästina; Religionsgeschichte; Religiöse Strömungen.

Tierleben (s. Ameise; Mensch und Tier). Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Professor Dr. K. Kraepelin.

Stellt in großen Zügen eine Fülle wechselseitiger Beziehungen der Organismen zueinander dar. Familienleben und Staatenbildung der Tiere, wie die interessanten Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander werden geschildert.

Tuberkulose. Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Für die Gebildeten aller Stände gemeinfaßlich dargestellt von Oberstabsarzt Dr. Schumburg. Mit einer Tafel und 8 Figuren im Text.

Verbreitet sich über das Wesen und die Ursache der Tuberkulose und entwickelt daraus die Lehre von der Bekämpfung derselben.

Turnen s. Leibesübungen.

Verfassung (s. a. Fürstentum). Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Sechs Vorträge von Professor Dr. E. Loening.

Beabsichtigt in gemeinverständlicher Sprache in das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches einzuführen, soweit dies für jeden Deutschen erforderlich ist.

Verkehrsentwicklung (s. a. Eisenbahnen; Technik). Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900. Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung, sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft von Professor Dr. Walter Lotz.

Erörtert nach einer Geschichte des Eisenbahnwesens insbesondere Tarifwesen, Binnenwasserstraßen und Wirkungen der modernen Verkehrsmittel.

Versicherung (s. a. Arbeiterschutz). Grundzüge des Versicherungswesens. Von Dr. A. Manes.

Behandelt sowohl die Stellung der Versicherung im Wirtschaftsleben, die Entwicklung der Versicherung, die Organisation ihrer Unternehmungsformen, den Geschäftsgang eines Versicherungsbetriebs, die Versicherungspolitik, das Versicherungsvertragsrecht und die Versicherungswissenschaft, als die einzelnen Zweige der Versicherung, wie Lebensversicherung, Unfallversicherung, Haftpflichtversicherung, Transportversicherung, Feuerversicherung, Hagelversicherung, Viehversicherung, kleinere Versicherungszweige, Rückversicherung.

Volkslied. Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Privatdozent Dr. J. W. Bruinier. 2. Auflage.

Handelt in schwungvoller Darstellung vom Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges.

Volksstämme. Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Professor Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 29 Abbildungen im Text und auf Tafeln.

Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gaue und Stämme.

Volkswirtschaftslehre s. Arbeiterschutz; Bevölkerungslehre; Frauenbewegung; Japan; Soziale Bewegungen; Verkehrsentwicklung; Versicherung; Wirtschaftsleben.

Wärme s. Luft.

Wärmekraftmaschinen (s. a. Dampf). Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen (Gasmaschinen). Von Professor Dr. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 34 Abbildungen.

Will durch eine allgemein bildende Darstellung Interesse und Verständnis für die immer wichtiger werdenden Gas-, Petroleum- und Benzinmaschinen erwecken.

Wärmekraftmaschinen. Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. Von Professor Dr. Richard Vater. Mit 48 Abbildungen.

Ohne den Streit, ob „Lokomobile oder Sauggasmaschine", „Dampfturbine oder Großgasmaschine", entscheiden zu wollen, behandelt Verfasser die einzelnen Maschinengattungen mit Rücksicht auf ihre Vorteile und Nachteile, wobei im zweiten Teil der Versuch unternommen ist, eine möglichst einfache und leichtverständliche Einführung in die Theorie und den Bau der Dampfturbine zu geben.

Wasser s. Luft.

Weltall (s. a. Astronomie). Der Bau des Weltalls. Von Professor Dr. J. Scheiner. 2. Auflage. Mit 24 Figuren im Text und auf einer Tafel.

Will in das Hauptproblem der Astronomie, die Erkenntnis des Weltalls, einführen.

Weltanschauung (s. a. Philosophie). Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von Professor Dr. L. Busse. 2. Auflage.

Will mit den bedeutendsten Erscheinungen der neueren Philosophie bekannt machen; die Beschränkung auf die Darstellung der großen klassischen Systeme ermöglicht es, die beherrschenden und charakteristischen Grundgedanken eines jeden scharf herauszuarbeiten und so ein möglichst klares Gesamtbild der in ihm enthaltenen Weltanschauung zu entwerfen.